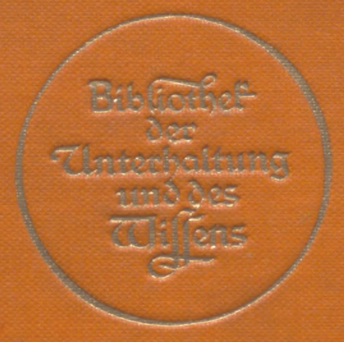
Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

60. JAHR
5



18

AUSGABE MIT ABONNENTENVERSICHERUNG

Von der Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens erscheint alle vier Wochen ein Band. Preis RM. 1.95 einschließlich Zustellgebühr frei ins Haus. Zu beziehen durch alle Buch- und Zeitschriftenhandlungen; wo keine solche zu erreichen ist, auch durch die Post vierteljährlich.

*



DIE »BIBLIOTHEK DER UNTERHALTUNG UND DES WISSENS«

erfreut

durch die reichste Anregung in spannenden Romanen, Erzählungen und Kurzgeschichten; in Abenteuern und Märchen aller Völker; in Humor und Anekdoten; in Denksport und Rätsel; in schönsten Gedichten, Holzschnitten, Radierungen, Lithographien und Photographien,

bildet

durch die aktuellsten Berichte in Text und Bild über Volks- und Landeskunde, schöne Künste, Forschungen, Erfindungen, Heilwesen und Technik,

verbindet

den einzelnen und sein Leben mit der großen Welt der Ideen und Taten, geschaffen durch den gemeinschaftsbildenden Geist der Tradition und Erneuerung,

fördert

die moderne Frau aller Volksschichten und Lebensalter, den Mann in allen Berufen, den Schüler und Studenten, den Meister, Lehrling und Gesellen, den Bauer, Arbeiter und Beamten,

alle Stände in Dorf und Stadt,

Jung und Alt in jedem Haus.

Die beliebtesten Autoren und Künstler sind ihre Mitarbeiter.

Jeder Abonnent

der Versicherungsausgabe unserer im 60. Jahrgang erscheinenden „Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens" genießt für sich, die nach den Bedingungen mitversicherte zweite Person und die Kinder die Wohltat einer soliden deutschen Versicherung, und zwar bei der Nürnberger Lebensversicherungsbank in Nürnberg

a) gegen Unfälle mit je

RM. 1000 bei Tod durch Unfall nach einmonatiger Bezugszeit,
RM. 2000 bei Tod durch Unfall nach einjähriger Bezugszeit,
RM. 3000 bei Ganzinvalidität nach einmonatiger Bezugszeit,
bis zu RM. 1000 bei dauernder teilweiser Invalidität durch Unfall nach einmonatiger Bezugszeit,
RM. 5000 bei Tod durch Passagierunfall nach einmonatiger Bezugszeit,
RM. 5000 bei Tod durch Sportunfall nach einmonatiger Bezugszeit.

b) bei natürlichem Tode mit einem Sterbegeld von je

RM. 100 nach einjähriger ununterbrochener Bezugszeit,
RM. 200 nach dreijähriger ununterbrochener Bezugszeit,
RM. 300 nach fünfjähriger ununterbrochener Bezugszeit;

c) mit einem Sterbegeld von

RM. 100 für Kinder im Alter vom vollendeten 6. bis zum vollendeten 16. Lebensjahr nach einjähriger, bei Tod durch Unfall schon nach einmonatiger ununterbrochener Bezugszeit.

Für die Abonnenten der Reihe B und Reihe D gelten die in den Versicherungs-Ausweisen Reihe B Nr. 113601—316200 und Reihe D Nr. 1—113600 enthaltenen Versicherungs-Bedingungen. Unfälle sind der Versicherungsbank (nicht dem Verlag) stets unverzüglich schriftlich zu melden, spätestens bei tödlichem Unfall binnen 48 Stunden, bei anderen Unfällen binnen einer Woche. Unverzüglich, spätestens am zweiten Tage müssen Verletzte sich ärztlich behandeln lassen. / Über die Voraussetzung der Versicherung geben die Versicherungsbedingungen Aufschluß, die vom Verlag oder von der Nürnberger Lebensversicherungsbank kostenlos zu beziehen sind.

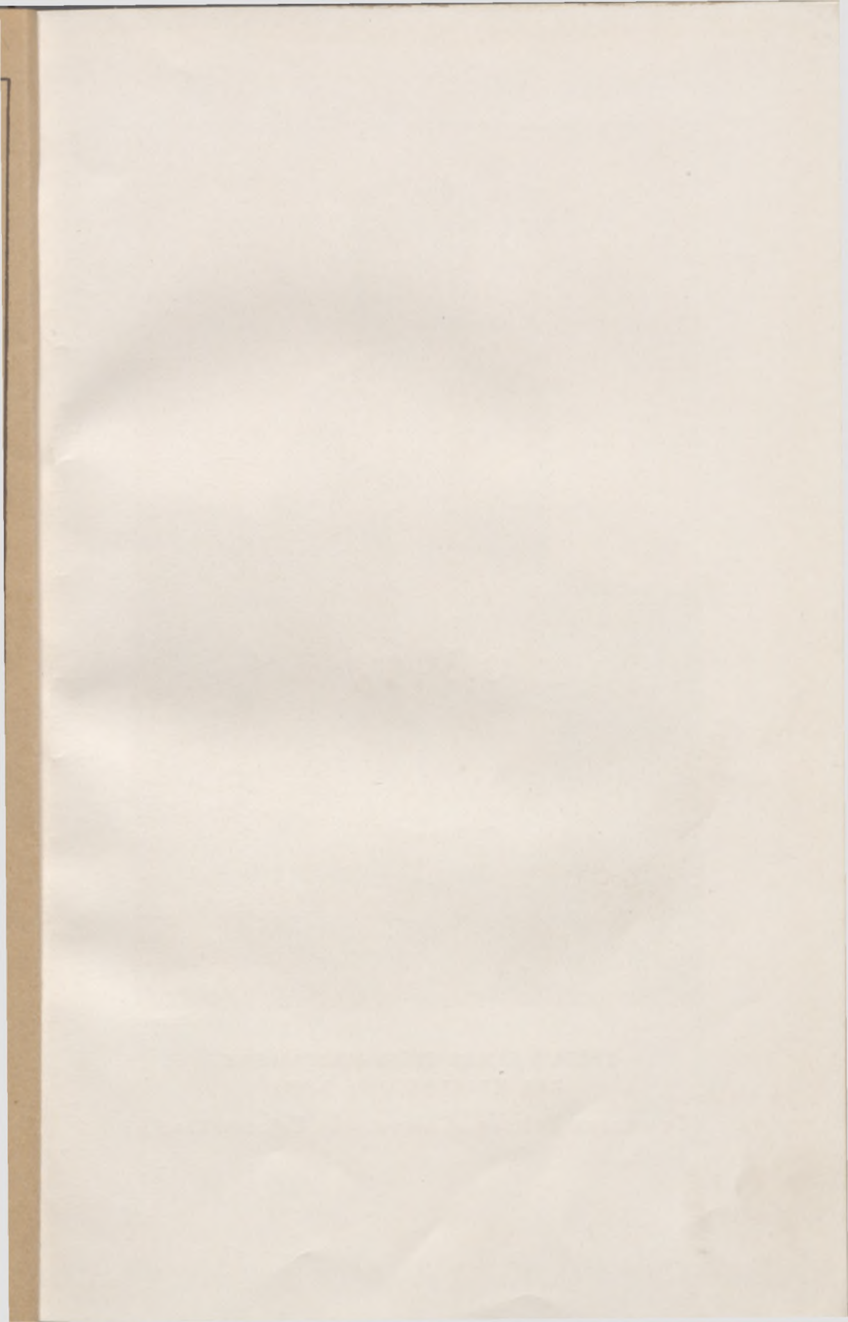




Foto-Express

STATUE EINES ZIVIL-MANDARINS
DES KAISERS HUNG-WU

(Zu unserm Beitrag „Chinesische Kaisergräber“)

BIBLIOTHEK
der
Unterhaltung
und des
Wissens

---

60. JAHRGANG

5 · 1936

UNION
Deutsche Verlagsgesellschaft
Stuttgart · Berlin · Leipzig



Gesang der Wolken am Berge Hwa

Groß ist Hwa, unser Berg, der Wächter des Westens.
Der große metallische König,
Ein Ungeheuer mit Donnerstimme
Gestaltete einst diese Felsen,
Riß mit riesiger Hand des blauen Gebirges Antlitz,
Auseinander die Kette der Berge,
Daß der gewaltige Strom frei,
Pfeilkühn ins Meer fliegt.
Drei Felsen noch türmen sich auf in dem Fluß,
Jeder reckt sich empor mit mächtigem Rücken,
Froh, zu stauen feindliche Flut.
Groß bist du, Hwa, unser Berg,
Der Gelbe Strom scheint deinem Gipfel ein Faden
Vom Himmelsrand abwärts gezogen —
Unzählige Meilen weit von den Quellen.
Es rollt der wachsende Ho mit verstärkter Macht:
Tausend Nebenströme taumeln in ihn,
Der rauschende, wirbelnde, donnernde Strom
Läßt die Hügel von T'sin erzittern;
Regenbogenfarbige Sprühnebelwolken steigen empor.
Niemals klar ist der gelb kochende Ho —
Nur einmal klar
Wird er im tausendsten Jahr,
Wenn ein Weiser erscheint,
Groß wie Hwa, unser Berg.

Aus den chinesischen Gedichten des Li Tai Po (700—762)



DAS WEISSE GESPENST

Erzählung von Froylán Turcios

Am Abend eines Allerseelentages, des zweiten Novembers, kam ich in Antigua an. Kalter Wind peitschte die düstern Straßen. Alle Kirchenglocken klagten um die Verstorbenen.

Der phantastische Anblick der stillen, dunkeln Stadt, leiser Zypressenduft, Glockenjammern und Windgestöhn machten einen noch stärkern Eindruck auf mich als die seltsamen Sagen von der alten Hauptstadt des Königreichs Guatemala, die ich schon damals kannte.

In gedrückter Stimmung begab ich mich ins Gasthaus. Mit seinen breiten Gängen, in denen ein paar gelbe Lämpchen blinzelten, erinnerte es mich an ein altes Kloster in Spanien, das ich nicht lange zuvor bei einem Ausflug nach Toledo besucht hatte.

Während ich mich nach meinem Zimmer führen ließ, drangen unbestimmte Erinnerungen an meinen Aufenthalt in Spanien auf mich ein. Klöster und Kirchen, historische Schlösser und Burgen und die herbe Romantik der Vergangenheit, die den Eskorial umschwebt: jenen mächtigen, wundersamen Granitbau, der den Reisenden in Erstaunen versetzt und in dem man sich von Furcht und Bewunderung beeindruckt, von Seelenangst bedrängt, von Todeshauch umfangen fühlt.

*

Vierzehn Tage lang durchwanderte ich planlos Stadt und Umgebung und berauschte mich an Luft und Licht. Wehmütig streifte ich durch die Trümmerstätten des Ortes, die zahllose neugierige Besucher aus aller Herren Ländern mit läppischen Ausrufen der Bewunderung und platten Urteilen entweiht haben.

Nur selten schaut ein Fremder, der Phantasie und Verständnis hat, diese Reste einer großen Vergangenheit mit den Augen des Geistes und entlockt den alten Steinen und Legenden Antiguas ihren verborgenen Sinn.

Diese Ruinen haben eine Seele und ein geheimnisvolles Leben. Sturm und Leid entschwundener Zeiten schlummern in ihnen.

Mächtige steinerne Schwibbogen hat eine Katastrophe im Nu zerstört. Durch geborstene Kuppeln blickt der blaue Himmel. Der Zierat an den Palästen, die dunkeln Wände der Klosterzellen, der schwarze Schlund unterirdischer Gänge atmen einen unbekannten Geist. Alles ist mit Gespenstern bevölkert.

In den stillen Stunden mondloser Nächte, wenn die heutigen Bewohner Antiguas schlummern und die Vergangenheit vergessen, erheben sich Stimmen und Gestalten, die die Geschichte bereits begraben hat, aus den Ruinen der Stadt und gewinnen für kurze Zeit ein neues Scheinleben.

Damen und Ritter kommen und gehen wie zu der Zeit, da sie liebten und litten.

Und dann das Volk aus den umliegenden Ortschaften! Die Straßen füllen sich mit seinen dichten Scharen wie ehedem.

Heitere Feste in den Sälen der Herrenhäuser. Prunkvolle Feiern in den Kirchen. Die alte Hauptstadt Guatemalas hat wieder den Glanz von damals.

Aber Lärm und Lied, Schmerzen und Leidenschaften jener verklungenen Tage dringen nicht ans Ohr der Heutigen. Nur ein leises, fernes Rauschen zieht durch ihren Traum, und sie halten es für das Flüstern des Windes in den Zypressenhainen.

Erblassen die Sterne am dunkeln Himmel, so nimmt alles wieder sein natürliches Aussehen an.

Der harmlose, dicke Bürgersmann sattelt sein Pferd, um seinem Verdienst nachzugehen. Er reitet nach San Lorenzo el Cubo oder Santa Catarina Barahona und kassiert den Betrag für zehn Pfund Kaffee ein, die er auf Kredit geliefert hat. Seine Frau reckt sich noch einmal behaglich im Bett, ehe sie sich ankleidet. Der erwachsene Sohn gähnt und denkt an ein nettes Liebesabenteuer von gestern abend.

Keiner kann sich vorstellen, ein wie reges Leben nachts in der alten Stadt geherrscht hat. Keiner weiß etwas von den Gespenstern Antiguas.

*

In der matten Dämmerung eines Dezembernachmittags, als die Sonne im Westen ihr letztes Licht auslöschte, trat ich wie unter einem geheimen Zwang in die La-Merced-Kirche ein. Nur wenige Lampen erhellten das Dunkel mit flackerndem Licht.

Ich setzte mich an einem Altar auf eine Bank.

Durch die Haupttür traten schwarzgekleidete Frauen und unterbrachen mit ihren Schritten das feierliche Schweigen. Neben mir kniete eine weiße Gestalt nieder.

Ich war in eine seltsam träumerische Stimmung versunken, die mich immer erfaßt, wenn ich mich in einer Kirche aufhalte, und sah, ohne mich zu regen, nach einem Stern, der durch ein hohes, ovales Fenster in den Raum hineinblickte. Die Nacht kam. Es wurde noch dunkler. Die Beterinnen zündeten Wachskerzen an.

Nun erst wurde ich auf meine Nachbarin aufmerksam. Nur mit Mühe unterdrückte ich einen Ausruf der Überraschung.

Im gelben Kerzenschimmer erblickte ich ein Mädchen, das ich nie vergessen werde. Ein leichtes, weißes Gewand aus Seide oder Leinwand umgab ihre jungen, beinahe noch kindlichen Formen. Ihr Gesicht war von unvergleichlicher Weiße und fast



Die Mercedkirche in Antigua

überirdischer Schönheit. Liebe, Leid, ja Verzweiflung sprachen aus ihren Augen. Der blaßrote Mund und die zartweißen Hände erinnerten mich an Lionardos unsterbliche Gioconda.

Als sie mich ansah, war ich wie berauscht und fern von aller Welt. Diese Augen hatten einen unsagbaren Zauber, der mich zugleich gedanken- und willenlos machte. Als ich wieder zu mir kam, hatte sich die Kirche geleert; meine Nachbarin war verschwunden.

Ein Kirchendiener löschte die letzten Lichter. Ich nahm meinen Hut auf, der auf die steinernen Fliesen gefallen war, und verließ den Raum, wie schlaftrunken, in großer Verwirrung.

Mechanisch schlug ich die Richtung nach meinem Gasthaus ein. Wie durch eine alte Totenstadt wanderte ich durch die öden, schweigenden Straßen. Ich ging in mein Zimmer und warf mich aufs Bett, ohne mich auszukleiden.

Die Augen des Mädchens sahen mich an. Bald näherten sie sich, bis die langen Wimpern meine Stirn streiften, bald ent-

schwanden sie in unbekannten Fernen. Aber aus dieser Unend=lichkeit drang ihr Glanz wie eine zarte Liebkosung zu mir und erfüllte mich mit heiligem Sehnen.

Die ganze Nacht lag ich in seltsamer Bezauberung. Die Sonne sah durch das halbgeöffnete Fenster, als ich mich aufrichtete. Mein Kopf schmerzte. Ich sah zu den Vulkanen Fuego und Agua hinüber, deren riesige Kegel türkisblau in den Morgen aufragten. Ein silberner Wolkenhut bedeckte den einen der bei=den Gipfel. Der Himmel strahlte in zauberhaftem Saphirblau. Frischer Wind kühlte meine Schläfen.

Aber erst nach dem Bade hatte ich mich wieder erholt. Im Neubesitz aller meiner Kräfte wollte ich die Unbekannte wieder=sehen, die ein so starkes und ungewohntes Empfinden in mir erweckt hatte.

Unerträglich dehnten sich die Stunden. Ich stieg zum Cerro del Manchén hinauf, an dessen Fuß mein Gasthaus lag, und sah lange auf die Stadt hinab, deren Ruinen und Erinnerungen ganz dazu angetan sind, phantastische Träumereien hervorzurufen.

Der Abend kam. Das weite Tal verdüsterte sich. Schwermut lagerte über den Palästen in Trümmern. Vom westlichen Him=mel ging es wie Mondlicht aus. Tiefe Stille herrschte rundum. Nur die Wipfel der Bäume seufzten im Wind. In der Ferne stieg bläulicher Rauch zum Himmel. Silbern leuchteten die ersten Sterne.

In der Wehmut des Abends klang eine Glocke auf.

Ich fuhr zusammen. La Merced rief die Gläubigen zum Abendgebet.

Hastig eilte ich den sandigen Hang hinab.

Es war kaum vierundzwanzig Stunden her, seit ich die Un=bekannte zum erstenmal gesehen hatte, und schon liebte ich sie mit unerklärlicher Leidenschaft. Ich stellte mir vor, sie sei in einer frühern Welt mein Weib gewesen, und ich begegnete ihr nun zum zweitenmal nach einer geheimnisvollen Entwicklung.

Wie hieß sie? Woher kam sie? War sie überhaupt ein Wesen von Fleisch und Blut?

Als ich mir diese Fragen vorlegte, umdüsterte sich mein Gemüt. Namenlose Angst preßte mir die Kehle zu.

*

In der Kirche begab ich mich auf den gleichen Platz wie am Abend vorher. Die Unbekannte kniete wiederum auf dem ihrigen. Als ich herantrat, kreuzten sich unsere Blicke. Erst durchfuhr es mich wie ein elektrischer Schlag, dann empfand ich ein köstliches Entzücken.

In zwei Meter Entfernung ließ ich mich nieder. Sie blätterte leise in ihrem Gebetbuch. Zitternd sah ich die feinen Finger über die Seiten eilen. Jetzt flohen mich ihre Blicke. Aber sobald ich wegsah, suchten sie mich. Ich nahm ihr ganzes Wesen in mich auf, und in meinen Augen lag meine ganze Seele.

Gesang und Gebet hörten auf. Sie erhob sich. Ich folgte ihr. Als sie an eine kleine Seitentür kam, verschwand sie. Vergebens suchte ich sie auf der nachtschwarzen Straße.

*

So vergingen zwanzig Tage, die mir wie ebenso viele Jahre vorkamen. Mein ganzes Leben drängte sich in den kurzen Minuten zusammen, wenn mich abends ihr Blick in eine beinahe übernatürliche Seligkeit versetzte.

Ich konnte ihr nie bis zu ihrem Hause folgen. Ich kannte ihre Stimme nicht, sie nicht die meine. Ich stand wie im Bann einer geheimen Macht, den ich vergebens zu bezwingen suchte.

Wiederholt faßte ich den Entschluß, das Geheimnis zu lüften, aber wenn ich eine Frage stellen wollte, war es mir, als würde mir das Herz zerspringen, ja als würde ich tot umsinken.

Übrigens fühlte ich mich glücklich zwischen Seligkeit und Qual. Ich fürchtete einzig und allein, die Unbekannte eines Tages nicht mehr anzutreffen.

*

Auf diese Weise verlängerte sich mein Aufenthalt in La Antigua auf unbestimmte Zeit. Die Briefe und Telegramme meiner Freunde, die mich heimberiefen, ließ ich unbeantwortet. Ich vergaß meinen Arbeitstisch in der Schriftleitung eines hauptstädtischen Blattes. Ich war rettungslos verliebt und hätte wer weiß was unternommen, um meinen Namen von den Lippen meiner Unbekannten zu hören.

Ich verbrachte meine Tage damit, Verse auf ihre Hände oder ihre betörenden Augen zu machen, oder versuchte, in musikalischer Prosa den Eindruck zu schildern, den ihre lichte Gestalt auf mich gemacht hatte. Enteilte sie mir des Abends, so irrte ich ziellos durch die Stadt.

Dann heulte vielleicht ein Hund auf, der sich verirrt hatte — irgendwo krähte ein Hahn — eine Eule rief unheilverkündend: Laute, die sich in der Finsternis verloren und in umbuschten Gärten und Höfen Widerhall fanden.

*

Eines Tages wurde ich des krankhaften Dahindämmerns überdrüssig, raffte mich auf und nahm mir vor, in die Wirklichkeit zurückzukehren und entschlossen vor mein Schicksal zu treten.

Darum begab ich mich schon am frühen Nachmittag in die Kirche. Ich bewunderte die Schönheit der Heiligenbilder und den ernsten Schmuck der Altäre und vertrieb mir dann die Zeit damit, die Grabinschriften zu lesen, die auf dem Fußboden und an den Wänden in Granit und Marmor eingegraben waren. Solche Inschriften in Kirchen reizen meine Neugier seltsamerweise mehr als auf Friedhöfen.

Hier standen wohlbekannte Namen neben verschollenen. Auf mehreren Grabstätten las ich nur ein einziges Wort. Da, wo meine Unbekannte zu knien pflegte, las ich den Namen

C l e m e n c i a.



Hof eines alten Klosters in Antigua,
jetzt Stadthaus

Eine ähnliche düstere Kürze fand ich auch an den Nischen der Kirchenmauern. Aber es gab auch wortreiche Verse ohne dichterischen Gehalt mit widersinnigen Beiwörtern und falschen Reimen.

Zwei Stunden waren vergangen. Ich setzte mich auf die Stufe vor einem Beichtstuhl und überlegte noch einmal, was ich meiner Geliebten sagen wollte. Worte voll glühender Leidenschaft mischten sich mit Ausdrücken demütiger Verehrung. Ich fürchtete, im entscheidenden Augenblick könnte mir der Mut zur Aussprache fehlen.

Die Turmuhr schlug. Ihr Klang hallte dumpf in dem hohen

Raum wider. In den drei Türen der Kirche, durch die ein letzter Sonnenstrahl drang, erschienen andächtige Frauen.

Niemand störte mich. Ich hörte, wie die Orgel präludierte. Leises Beten wurde vernehmbar. Die Unbekannte kam nicht.

Die Kirche war dunkler als sonst. Angstvolle Unruhe ergriff mich. Ich bemerkte, daß ich mich allein auf der linken Seite der Kirche aufhielt, während sich die Beterinnen auf der andern versammelten. Als ich mich hinüberbegeben wollte, erblickte ich die Erwartete.

Mir war, als hörte ich leises Flügelrauschen. Wie aus fernen Kindheitstagen drang ein zarter Duft zu mir heran. Geheimnisvolle Musik beruhigte meine Seele.

Die Unbekannte kniete nieder. Die Enden des Spitzenschleiers hielt sie in den gefalteten Händen. Leise näherte ich mich, bis ich sie fast berührte, ohne daß sie es zu bemerken schien.

Und nun flüsterte ich ihr das Bekenntnis meiner Liebe zu. Alles Kindliche, Gute und Große, das in mir lebte, ergoß sich in langsamen, leisen Sätzen. Lange sprach ich auf sie ein. Sie regte sich nicht; ihr Kopf blieb auf das Gebetbuch gesenkt.

Ich wußte nicht: hatte ich gesprochen, oder war nur meine Seele mit der ihrigen in Gemeinschaft getreten, so daß meine Worte nur in meinem Innern aufklangen und in dem ihren widerhallten?

Als ich endigte, wandte sie mir das Gesicht zu. Es durchfuhr mich, als sie ihre Augen tief in die meinen senkte. Langsam rollte eine Träne auf ihre verschlungenen Hände herab. Dann erhob sie sich und schritt dem Haupttor zu, so leicht, daß ihre Schritte auf den Fliesen nicht zu hören waren. Ich folgte ihr. Das weiße Gewand leuchtete mir. Ohne einen Menschen zu treffen, schritten wir durch den Katharinenbogen. Schwarzsamtener Himmel über uns.

An einer Ecke, vor einem Christusbild, das von einer kleinen Öllampe erhellt wurde, blieb sie stehen. Ich glaubte, sie erwarte

mich. Mein Herz schlug schneller. Aber sie ging weiter. Niedergeschlagen blieb ich zurück. Ich glaubte, meine Gesellschaft sei ihr unlieb. Aber sie machte wiederum halt. In geringem Abstand voneinander schritten wir über Plätze, durch enge Straßen, zwischen Ruinen, an einsamen Häusern vorüber. Sturm fegte durch die Stadt. Mich fröstelte bis ins Mark.

In der Ferne schlug eine Uhr. Wie spät? Das Zeitbewußtsein war in mir erloschen. Ich wußte nicht, was ich tat, wo ich mich befand. Folgte ich einem Wesen von Fleisch und Blut oder einem Traumgebilde?

In der Nähe des „Wunderkreuzes" trat die Enteilende plötzlich in ein altes Tor, das sich sofort hinter ihr schloß. Es gehörte zu einem alten Steinhause. Vergebens suchte ich es zu öffnen; es wich und wankte nicht.

Mit fieberhafter Hartnäckigkeit umkreiste ich das Gebäude. Unmöglich zu erfüllende Hoffnungen waren wach in mir. Willenlos lehnte ich mich über den Sims des einzigen Fensters in dem geheimnisvollen Bau. Durch die festgeschlossenen Läden drang kein Lichtstrahl. Drinnen war nicht das geringste Geräusch zu vernehmen. Aber als ich mich in tiefer Nachtstunde zurückzog, glaubte ich ein leises Schluchzen zu hören.

War es der Wind?

*

Wiederum verging ein Monat. Meine veränderte Lebensweise und die stete Unruhe schädigten meine Gesundheit. Bald saß ich lange da, ohne mich zu rühren, bald irrte ich fröstelnd durch die breiten Gänge des Manchén-Hotels, bald lag ich in einem bequemen Lederstuhl und verfolgte den Zug der Wolken im unermeßlichen Blau des Himmels.

Mein Schlaf war tief und dumpf. Erst um neun Uhr erhob ich mich. Trotz meiner Gleichgültigkeit gegenüber dem Leben mußte ich die diamanthellen Morgenstunden in Antigua bewundern. Unter der tiefblauen Kuppel des Himmels sprühten

Wälder und Berge metallisch glänzende Funken. Die Luft war durchsichtig wie Kristall. Keine Spur von Gewölk am leuchtenden Horizont. Wie ein Rausch der Gesundung überkam es mich. Morgenspaziergänge in diesem paradiesischen Klima und stärkende Bäder gaben mir in wenigen Tagen meine Kraft wieder.

Aber in meiner Seele blieb Bitterkeit zurück. Alle Abende eilte ich nach La Merced, um die Unbekannte wiederzusehen, aber die Kirche war verschlossen. Ich wanderte um das Haus, in dem sie verschwunden war. Der alte Torweg, den irgendein spanischer Edelmann mit bronzenen Beschlägen versehen hatte, blieb ebenfalls stumm. Wiederholt hob ich den verrosteten Klopfer. Ohne Antwort verhallte der Ton. Zuweilen schienen Schritte zu rauschen. Ich harrte vergeblich.

*

Immer noch nicht konnte ich mich entschließen, jemand zu fragen. Vor allem hielt mich ein unbezwingliches Vorurteil zurück: ich fürchtete, mein Erleben durch Bekanntgabe zu entweihen. Außerdem glaubte ich, man könnte mich mit gutem Grund für einen übernervösen Phantasten halten.

Ich hatte inzwischen mehrere Beziehungen angeknüpft, war verschiedenen angesehenen Familien vorgestellt worden und hatte dort einige liebenswürdige Mädchen kennengelernt, die mich mit ihrer Anmut und Frische ein wenig aufheiterten.

Zu Fuß oder zu Pferd, allein oder in Gesellschaft fröhlicher Gefährten durchstreifte ich nun die reizvolle Umgebung der Stadt. Meine Begleiter schenkten mir ihr Vertrauen und erzählten mir Ereignisse aus der Geschichte von Antigua und alte Überlieferungen. Ich kam nach Ciudad Vieja, der ältesten Hauptstadt des Landes, und ging mit dem Gedanken um, den fast viertausend Meter hohen Vulkan Agua zu besteigen.

Hatte ich in El Portal, Pamputic oder San Cristóbal ein Bad genommen, so blieb ich gern auf einer nahen Finka zu Tisch. Immer wieder suchte ich die Ruinen von Kirchen und Klöstern auf.



Hof des verlassenen Kapuzinerklosters in Antigua

Stand ich auf einem gestürzten Torbogen der alten Kathedrale, auf dem Glockenturm von San Francisco oder den mächtigen Türmen der Concepción-Kirche, so eilte meine Seele in die ferne Vergangenheit Guatemalas, die erfüllt ist von ritterlichen Taten, aber auch von blutigen, rohen Geschehnissen.

Das Leid der Eingeborenen — die Niedermetzlung ganzer Stämme durch die wilden spanischen Horden — Fahnen und Trommeln — der mörderische Vulkan, der mit furchtbarem Gedröhn Wassermassen ausspeit — die ewigen Liebesintrigen am Königshof: alles das zog an meinem Geist vorüber.

Viel Ruhm! Viel Blut! Und jetzt: schweigende Ruinen. Und in diesen Ruinen: Lehren für die Zukunft und Schätze für Dichtung und Geschichte!

*

Ich mußte an das Schicksal der Rassen denken, als ich wieder einmal das heilige Buch der Kittschés, das berühmte Popol-

Buh, durchlas, das mich schon in meiner Jugend begeistert hatte. Und dann nahm ich mir wissenschaftliche Werke vor: Soziologie, Psychologie, Medizin, und versenkte mich in die letzten Erscheinungen der theosophischen Literatur.

Aber um nicht wiederum in nutzloses Grübeln zu verfallen, gab ich das Lesen am Abend wieder auf und besuchte statt dessen meine Freunde. Jeden Tag war ich bei einer andern Familie. Bei Señora V. gefiel es mir am besten. Sie hatte drei entzückende Töchter. Bald ging ich jeden Abend zu ihnen. Die liebevolle Anteilnahme, die sie mir bewiesen, zog mich an.

Die jüngste und sympathischste Tochter hieß Berta. Ich kam bald in ein vertrauensvolles Verhältnis zu ihr, und in kurzer Zeit schenkte sie mir harmlos ihr Herz. Wir verbrachten die Abende in behaglichem Zusammensein. Die Señora las, Julia und Luisa spielten Klavier oder zeichneten, Berta stickte, und ich saß still neben ihr. Gelegentlich wurde die Unterhaltung allgemein.

Als ich mich eines Abends zurückzog, blieben wir einen Augenblick allein. Auch Berta hatte sich erhoben. Wir standen uns gegenüber. Ohne uns etwas dabei zu denken, umarmten wir uns, wie auf geheime Verabredung. Ich drückte einen leisen Kuß auf ihren roten Mund. Sie erblaßte, erschauerte wie in Todesangst und sah mir tief in die Augen. Zitternd trat ich zurück. Die beiden Schwestern kamen wieder. Ich reichte ihnen schweigend die Hand zum Abschied.

Als ich in mein Zimmer zurückgekehrt war, mußte ich über meine krankhafte Empfindlichkeit lachen. Ich hatte eine leise Ähnlichkeit zwischen dem Ausdruck in den Augen Bertas und denen meiner Unbekannten entdeckt. Nun aber dachte ich nur an die Freude, die ich bei dem Kuß des reinen Mädchenmundes empfunden hatte.

Liebte ich Berta? Gab sie mir die Hoffnung auf ein höheres, wesentlicheres Leben als die geheimnisvolle Unbekannte, die nun für mich verloren war? Nein!

Berta war ein reizendes Geschöpf und liebte mich sicherlich von Herzen. Auch ich war ihr zugetan. Aber was konnte ich ihr geben, wenn ich eine andere liebte?

*

Weitere zehn Tage vergingen. Ende Februar entschloß ich mich, abzureisen. Berta hatte Tränen in den Augen, als ich es ihr sagte. Ich wollte in mein Heimatland zurückkehren, versprach aber, mit den ersten kühlen Winden im November wiederzukommen. Dennoch blieb sie untröstlich.

Die letzte Woche war besonders düster und trübe für mich. Mehr als je mußte ich an meine geheimnisvolle Unbekannte denken. Mir war, als begrübe ich mein Herz in der alten Stadt Antigua, wenn ich sie verließe. Auch Berta tat mir leid. Sie war schweigsam und traurig. Das verschönte sie so, daß sie wie eine kleine Madonna Botticellis aussah.

*

Am Spätnachmittag vor meiner Abreise bestieg ich mit meinen Freundinnen noch einmal den Cerro del Manchén.

Luisa und Julia hatten sich untergefaßt und gingen voran. Berta und ich folgten. Wie immer in der letzten Zeit schwieg das Mädchen. Wir gingen den sanften Hang hinan, dessen Gipfel mit Eukalyptusbäumen und Zypressen bestanden ist. Alle zehn Meter stützte sich Berta auf meine Schulter. Ich nahm ihre Hände in die meinen; sie waren kalt und reglos.

In keiner Gegend der Welt habe ich je einen so schönen Abend verlebt. Der Wind, der die Zweige über unsern Köpfen bewegte, schien durchduftet von Honig, Vanille und Feldblumen. Antigua hüllte sich zum Abschied in sein prächtigstes Gewand. Stumm stand ich vor der herrlichen Schau, die eins der größten Erdenwunder ist. Solange ich lebe, werde ich nie den geheimen, wehmutvollen Zauber dieser Stätte alter Sagen vergessen. Wie in ruhigem Schlummer lag sie unter dem blauen Abendhimmel.



Antigua. Im Hintergrund der Vulkan Agua

Ich wechselte mit meinen Freundinnen einige bedeutungslose Worte. Dann schwiegen wir. In solchen Augenblicken ist Schweigen, zumal für leidende Seelen, das beste.

Eine märchenhafte Dämmerung färbte den weiten Himmel mit Gold und Purpur und breitete phantastisch bunte Seidentücher über unbekannte Fernen. Opalene, türkisblaue, blaßamethystene Wölkchen trieben vor dem Wind daher. Unendlicher Friede senkte sich herab, und über der stillen Stadt mit ihren Trümmern und Gärten flüchteten Vogelschwärme vor der heraufziehenden Nacht.

Dann wurde es dunkel, und wir stiegen langsam den steinigen Pfad hinunter.

*

Am Abend bemühte ich mich in dem kleinen Besuchszimmer der Señora V., des tiefen Schmerzes Herr zu werden, der mich erfüllte. Nach langem Schweigen sagte Julia leise: „Lieber

Freund, vielleicht sehen wir uns nie wieder. Wir haben den Wunsch, daß Sie etwas erfahren, was wir Ihnen bisher verschwiegen haben — vielleicht aus einer lächerlichen Scheu oder aus Torheit ... wir wissen eigentlich nicht, warum."

Wie in plötzlichem Erschrecken unterbrach sie sich. Wir sahen uns forschend an, als bemerkten wir plötzlich die Anwesenheit einer andern Seele unter uns. Ein heftiger Windstoß öffnete das Fenster und verlöschte eine Lampe.

Berta erhob sich und schloß das Fenster. Sie war sehr blaß.

Erregt fuhr Julia fort: „Wir hätten Ihnen gern diese Mitteilung in unserm alten Haus am ‚Wunderkreuz' gemacht, das wir seit langem verlassen haben. Aber es war nicht möglich. Also: wir hatten noch eine Schwester. Sie war die jüngste von uns. Sehr schön und sehr traurig. Wir haben sie verehrt. Ein seltsames Wesen: sehr klug und unsagbar sensibel. Sie war ganz Seele. In ihren Augen ... den unschuldigsten und schönsten Augen, die man sich denken kann ... standen tiefe Dinge, die nicht von dieser Welt sind. — Sie las Ihre Bücher, Gedichte und Erzählungen und begann, Sie zu lieben — das einzige weltliche Gefühl, das sich ihrer bemächtigte. In einem Schreibtisch, der in unserm alten Haus steht, bewahrte sie die Blätter auf, in denen Sie etwas veröffentlichten, und Ihr Bild, das sie aus einer Zeitschrift ausgeschnitten hatte. Ich glaube sogar, daß sie Ihnen einige Briefe geschrieben hat, ohne freilich ihren Namen anzugeben. Vor zwei Jahren ist sie gestorben. Sie hieß Clemencia und liegt in La Merced begraben ..."

Sie reichte mir eine große Photographie.

Und ich erkannte auf dem dunkeln Grund des Bildes mein weißes Gespenst, die geheimnisvolle Unbekannte, deren Seele sich eines Tages mit der meinen vereinigen wird in einem unbekannten Bezirk ewigen Friedens, jenseits der irdischen Sphären und aller Gestirne des Himmels.

Ins Deutsche übertragen von G. H. Neuendorff

DIE GESICHTER DER AMINA KUMARE

EINE BEGEBENHEIT AUS INDIEN VON
ERNST HERMANN PICHNOW

Zu spät

Doktor Harringson, der englische Arzt des Hospitales in Benares, konnte der Maharani Amina Kumare nur die Auskunft geben: Zu spät, die Operation des Maharadschas, ihres Gatten, hatte schwere Komplikationen nach sich gezogen. Man hätte früher kommen und nicht erst die zweifelhafte Kunst des eingeborenen Medizinmannes in Anspruch nehmen sollen, der orthodox, wie die Maharani, sich der Auswürfe der heiligen Kuh bediente, um eine Blutvergiftung zu heilen. Er verschwieg ihr, daß man es vom medizinischen Standpunkt aus geradezu als Tollheit und Selbstmord ansehen müsse, derartige Heilmethoden anzuwenden.

Die Maharani nahm den Tod des Gatten mit innerlich gefaßter Ruhe hin, sah den Arzt mit starren, kühlen Blicken an, griff nur einmal mit der linken Hand zum Herzen, ließ den Arm erschlafft fallen und grollte mit zuckenden Lippen vorwurfsvoll: „Ich hätte den Teuern nicht ins englische Hospital geben sollen, ich hätte ihn . . .“ Sie brach den Satz ab. Doktor Harringson rechtfertigte sich mit der sehr ausführlichen Erklärung, das Hospital verfüge über die modernsten Einrichtungen, und vom wissenschaftlichen Standpunkt aus wäre alles denkbar menschenmögliche getan worden, um den Maharadscha zu retten; nur, es wäre leider wirklich schon zu spät gewesen. Amina Kumare fühlte das Klopfen ihres Blutes in den Pulsen, meisterte je-

doch ihre aufkeimende Erregung und erwiderte in abfälliger Trockenheit: „Ich weiß alles, sie haben ihn . . .“ Sie wollte sagen: getötet, aber korrigierte den Lauf ihrer Gedanken: „Sie haben ihm das denkbar menschenmögliche angedeihen lassen, ich will es Ihnen glauben!“ Der Arzt fühlte die bissige Ironie, wußte wohl, was sie dachte, aber nicht aussprach, und hielt es für richtig, sich zu empfehlen. Er kniff die Zähne aufeinander, schluckte den unausgesprochenen Vorwurf der Maharani herunter und ahnte nicht, daß diese Stunde ihm zu einem scheußlichen Verhängnis werden würde.

Vier Wochen später

Der Polizeiinspektor Edward White hat sein Gesicht in sehr ernste Falten gelegt, er runzelt des öftern die Stirn, besieht immer wieder die Photographie des Doktor Harringson, die genau in der Herzgegend den feinen Durchstich einer Nadel zeigt; er besieht auch das kleine Miniaturgötzenbild der „Kali“ und die zierliche, aus Baumwollfäden geknüpfte Phâni (Schlinge). Er besieht das alles sehr genau und sehr gründlich und fragt Doktor Harringson zum dritten Male: „Und Sie haben wirklich niemand in Verdacht, der Ihnen das zugeschickt haben könnte, oder wie, wo und wen man mit diesen Dingen in Zusammenhang bringen kann?“

Der Arzt schüttelt nur verneinend den Kopf und beteuert, wirklich niemand in Verdacht zu haben. Nein, er denkt heute nicht mehr an die Amina Kumare, warum? Hunderte von Menschen sind in den Wochen im Hospital durch seine Hände gegangen, und was hätte schließlich die Maharani für ein Interesse an solchem Unfug. Trotzdem, der Arzt denkt nach, sehr eingehend; er findet nichts, er fragt nur den Polizeiinspektor, was das schließlich zu bedeuten habe, er wäre ja erst eineinhalb Jahr in Indien, und Mister White habe bestimmt in seiner langen Polizeipraxis größere Erfahrungen.

Mister Edward White wäre es lieber gewesen, er hätte mit dieser dummen Sache nichts zu tun. Ausgerechnet mußte sie in seinen Bezirk zur Bearbeitung fallen. Doch, es ist ja eigentlich Unsinn, Unsinn, es zu glauben, der Stich ins Herz, die Schlinge, das waren die sichtbaren Zeichen der Phânsigare, der Würger (Thugs), und solche gibt es nicht mehr in Indien. Nein, nein, sie sind schon seit Jahren von der englischen Regierung ausgerottet. Es ist ja lächerlich, das zu glauben. Er legt die Teile wieder zusammen und beruhigt den Arzt: „Wir werden nachforschen, es wird irgendein harmloser Unsinn eines verrückten Hindus sein, es wird wirklich nichts zu bedeuten haben!"

Damit ist Doktor Harringson jedoch nicht zufrieden, bestimmt nicht; die Photographie wurde aus seinem Schreibtisch gestohlen, sogar aus einem stets verschlossen gehaltenem Fach, und nun war sie mit diesen sehr sonderbaren Merkmalen zurückgekehrt! Nein, das konnte er wirklich nicht als harmlose Sache ansehen, da stecke etwas dahinter, und der Polizeiinspektor möge ihm ruhig erklären, was er in Wahrheit darüber denke! Mister Edward White zuckt nur mit den Achseln, nein, er wisse zur Stunde bestimmt keine Erklärung, und dabei zwang er ein Lachen um seinen sehr sauber rasierten Mund, aber der Doktor möchte doch in einigen Tagen wieder vorsprechen, vielleicht könne man ihm dann schon Näheres sagen.

Doktor Harringson verläßt die Polizeipräfektur, unbefriedigt, und in seinem Innern ist etwas wach geworden, das ihn stark beunruhigt, ihn plötzlich sehr unsicher und ängstlich macht. Man war wohl nicht abergläubisch und doch, doch, da keimte so ein sonderbares Gefühl auf mit dem Druck einer dumpfen Ahnung, die sich nicht festumrissen in die Gegenwart einordnen ließ. Doktor Harringson wußte auf einmal, ihm drohten ungekannte Gefahren.

Das erste Gesicht der Amina Kumare

Doktor Harringson versieht seinen Dienst wie immer, pflichtbewußt, und im Hospital gibt es sehr viel zu tun. Es ist ein Sonnabendabend, der Arzt will etwas früher als sonst fort, er möchte zum Wochenende nach Mirzapur, wo einer seiner Bekannten einen herrlichen Bungalow hat. Er zieht gerade den weißen Kittel aus, will den Rock überstreifen, da tritt eine Schwester in sein Zimmer, der Doktor müsse unbedingt bleiben, soeben wurde eine Engländerin eingeliefert, ein schwerer Fall, eine schwere und sofortige Operation wird notwendig sein. Der Arzt überlegt nicht lange, er kennt seine Pflicht, sein Amt, hinter dem alle privaten Interessen zurücktreten. Er streift den Rock wieder ab, wirft den weißen Kittel über und begibt sich in den Operationssaal, in den die Kranke bereits geschafft ist. Die Schwester und der Assistenzarzt sind auch schon dort. Doktor Harringson tritt wie gewohnt an die Kranke heran, aber im gleichen Augenblick prallt er zurück. Er fühlt eine Eiseskälte über seinen Rücken ziehen, ein Zittern in den Gliedern. Das ist doch die Maharani Amina Kumare . . . das ist sie . . .! Die Augen, die dort flehend und in kummervoller Hilflosigkeit ihn anschauen, sind dieselben Augen, die vor Wochen in Starre und Kühle einmal den unausgesprochenen Vorwurf ihm anklagend ins Gesicht schleuderten: Sie haben ihn getötet! Sie haben meinen Gatten getötet! Er streicht sich über die Stirn, über die Augen, als wolle er das Bild verlöschen, und dann fragt er leise die Schwester nach dem Namen der Dame. Diese reicht ihm das Einlieferungsprotokoll; Doktor Harringson liest: Mabel Browdersen . . . er liest den Namen dreimal, viermal, dann tritt er an den Tisch heran, und das Gesicht der Amina Kumare ist wie weggelöscht. Er untersucht die Kranke, während er kalten Schweiß auf der Stirn spürt. Seine Diagnose ist eine schwere, innere Vereiterung, der sich der Assistenzarzt anschließt.

Sofort muß operiert werden, keine Minute ist zu verlieren. Die Schwester schafft die Chloroformmaske herbei, der Assistenzarzt Messer, Schere, Pinzette und sterilisiert die Instrumente, und Harringson steht daneben, sieht nur in die Augen der Frau, deren Mund noch nicht ein Wort gesprochen, aber deren trockene Lippen im Fieber glühen und in hilfloser Traurigkeit mehr sagen, als Worte fähig sind. Hilf mir ...! Harringson hat keine Zeit mehr zum Denken, die Pflicht ruft ... die Kranke zählt unter der Maske, sie kommt bis neunundzwanzig, dann erlischt ihre Stimme, von der Betäubung bezwungen.

Eine halbe Stunde vergeht, eine Stunde, die Operation ist beendet. Harringson läßt das Fieber messen, es ist um zwei Grad gestiegen, ein schlechtes Zeichen. Hoffentlich läuft alles gut ab, geht es ihm durch den Kopf, und während die Kranke in ihr Zimmer gebracht wird, zieht sich der Doktor um und ordnet bei seinem Fortgang an, wenn bei der Mabel Browdersen irgend etwas einträte, wünsche er sofort gerufen zu werden, er führe nicht ins Wochenende.

Spuk?

Doktor Harringson fühlt, in seinem Hause angelangt, eine eiserne Klammer um sein Herz gelegt. Es drückt ihn innerlich etwas, für das er keine Bezeichnung findet. Was hatte das mit diesem Gesicht zu bedeuten? Wie kam er wieder auf die Amina Kumare? Er litt doch nicht an Halluzinationen, er war doch ein gesunder Mensch! Er läßt sich von seinem Boy einen Whisky bringen, trinkt ihn hastig in einem Zuge aus, auch noch einen zweiten und dritten, und dann weicht die Beklemmung. Er lacht, es ist ja toll, was einem so durch den Kopf spukt, belächelt er sich selber. Aber er denkt doch an die Photographie mit dem durchstochenen Herzen, an das Götzenbild und die kleine Schlinge, sollte die Amina Kumare damit doch in Zu-

sammenhang zu bringen sein? Ja, er will morgen zum Polizei-inspektor gehen, will ihn fragen, wie weit man in der Sache gekommen sei, und dann will er auch ..., ach Unsinn, was hatte die Maharani mit diesen unsinnigen Dingen zu schaffen, eine solche gebildete Frau! ... Doktor Harringson mißt unruhig sein Zimmer, hin und her, her und hin, zwingt sich zur Ruhe, und doch spukt das Götzenbild und die Schlinge in seinem Kopf. Es ist doch nicht so leicht, sich mit den Sachen abzufinden. Er geht ans Telephon, er fragt im Hospital an, wie es der Mabel Browdersen ginge und bekommt von der Schwester die Auskunft, sie läge noch im tiefen Schlaf und wäre noch nicht aus der Narkose erwacht. Harringson schaut nach der Uhr, vier Stunden sind seit der Operation vergangen, sie hätte nach normalem Ermessen schon erwacht sein müssen. Er weiß nicht, warum er sich plötzlich so für diese Frau interessiert. Er kann nicht anders, er geht noch einmal ins Hospital an das Krankenbett der Mabel Browdersen. Der Doktor findet sie ruhig atmend vor, und sie hat ein ganz anderes Gesicht, ein fremdes, blasses, totenähnliches Gesicht, in dem die Wangen eingefallen scheinen und die Lippen fahl, wie Asche schimmern. Doktor Harringson fühlt ihren Puls und zählt die Schläge. Das Fieber ist etwas heruntergegangen, er ist zufrieden und geht, nur versteht er das Gesicht nicht, das ihm vor vier Stunden als das der Amina Kumare dünkte.

Als er am nächsten Morgen ins Hospital kommt, meldet ihm die Schwester, daß der Tod der Mabel Browdersen gegen vier Uhr nachts eingetreten wäre.

Fieberträume

Doktor Harringson will zum Polizeiinspektor gehen, er hat es sich fest vorgenommen, aber eine plötzliche Bleischwere in seinen Füßen und Beinen zwingt ihn, den Weg nach Hause einzuschlagen. Eine widernatürliche Müdigkeit drückt seine Kör-

perkräfte nieder, er fühlt das Schwinden seiner Sinne, und ein dunkler, undurchsichtiger Nebel legt sich vor das Blickfeld seiner Gedanken, die er vergeblich zu konzentrieren versucht. Sein Blut fließt ihm wie Quecksilber durch die Adern und trägt eine widerliche Hitze. Er ist Arzt, er versucht eine Diagnose über seinen Zustand sich selber zu stellen und erlahmt im Denken, es ist ihm nicht möglich zu einem Schluß zu kommen. Fieber, denkt er, Fieber . . .! Er nimmt Chinin, spült es mit einem Glas kühlem, klarem Wasser hinunter, und es tut ihm wohl die Kälte des Elementes. Doktor Harringson legt sich auf sein Bett, angezogen, nur eine Viertelstunde will er ausruhen, vielleicht wird es besser und er braucht seinen Kollegen aus dem Hospital nicht zu rufen. Aber Harringson schläft ein, träumt, sieht in fiebrigen Delirien die kleine, kaum handgroße Kalifigur zu menschlicher Größe wachsen. Sie wächst mählich, er kann sehen, wie sie Zentimeter um Zentimeter größer wird, bis sie ein menschliches Maß erreicht hat. Weit streckt er die Arme von sich, und auch die Kali, die blutdürstige Göttin der Hindus, kommt ihm mit ihren sechs Armen entgegen, kommt, will ihn umschlingen. Er weicht von ihr, und dann sieht er ihr Gesicht, es ist nicht das Gesicht der Kali, es sind die Züge der Maharani Amani Kumare . . . die starren, kühlen Augen, die wie Kohlen glimmen, unheimlich leuchtend in einer verzehr'enden Glut. Harringson stockt der Atem, er will um Hilfe schreien, er kann es nicht, die Kehle ist ihm wie zugeschnürt, und nun spreizt die Kali mit dem Gesichtsausdruck der Amina Kumare weit die sechs Arme, und zwischen ihnen sieht der Doktor eine Phâni . . ., die sie ihm um den Hals werfen will. Harringson wehrt sich in Todesangst, er schlägt zu, er hat die Kraft, sie von sich zu stoßen, und erwacht mit einem erstickten Schrei in der Helle seines Zimmers, in das die letzten Strahlen der sinkenden Sonne fallen. Sein Körper ist schwer wie geschmolzenes Blei und auch so heiß, so kochend, daß ihn die Füße nicht tragen wollen. Er kriecht förmlich zum Telephon,

ruft das Hospital an und bittet seinen Kollegen zu sich, der zehn Minuten später ihn schon untersucht . . . Es kann nur Malaria sein . . . Doktor Harringson wird Kranker in seinem eigenen Hospital . . .

Wieder beim Polizeiinspektor

Der sonst kerngesunde Körper des Doktors schüttelte das Fieber schon nach zwei Wochen wieder ab. Harringson möchte am liebsten nach England zurück, er weiß nicht so recht, was mit ihm los ist, alle Lust und Freude ist ihm verlorengegangen. Sein Streben ist ermattet, und in seinem Gehirn liegt es immer noch wie eine dumpfe Lähme. Er fühlt sich wieder gesund und doch wieder nicht, seine Hände zittern unnatürlich, und seinen ärztlichen Pflichten kann er noch nicht nachgehen. Er beschließt, zum Polizeiinspektor zu gehen, er muß wissen, ob man in der dummen Sache schon weitergekommen ist.

Mister Edward White, der Polizeigewaltige, ist über seinen Besuch nicht sonderlich erfreut, dachte, die Sache wäre längst erledigt und vergessen; es ist so peinlich, nun doch die Geschichte wieder aufrollen zu müssen. Er beteuert: Nein, wir sind wirklich noch nicht weitergekommen, wenn man gar keine, auch nicht die kleinsten Anhaltspunkte habe, wäre es so ungemein schwer. Er wüßte nicht, wo man den Nagel einschlagen solle.

Dem Doktor deucht es wie eine ausweichende Lüge; es muß doch möglich sein, Klarheit zu schaffen, irgendwie die Fäden zu entwirren. Wozu ist die Polizei da? Ohne Bedeutung könne die Sache nicht sein! Der Doktor zeigt sichtlichen Unwillen, er überlegt eine Weile, ob er dem Polizeiinspektor die Geschichte mit seinem sonderbaren Traum erzählen soll. Er schwankt, es könnte immerhin etwas lächerlich wirken, und dann berichtet er doch, haarklein, in allen Phasen seine Erlebnisse, auch, daß er den Maharadscha operiert habe und dieser an den Folgen der Operation wohl weniger, aber an der völligen unsachgemäßen

Behandlung durch den eingeborenen Medizinmann gestorben sei. Seine Schuld war es bestimmt nicht, und er habe kein Interesse daran, die Angelegenheit irgendwie zu beschönigen. Mister White steht von seinem Stuhl auf, er hört dem Doktor mit gespannten Mienen zu und macht ihm den Vorwurf: „Warum haben Sie mir das mit der Amina Kumare nicht gleich erzählt, Doktor, dieser orthodoxen Maharani, dann wären wir sicher schon ein ganzes Stück weiter. Ich glaube, wir haben über die Maharani in ähnlicher Sache bereits eine Akte vorliegen, ich werde sie mir kommen lassen. Heute ist Montag, kommen Sie am Sonnabend wieder zu mir, Mister Doktor, am Sonnabend werden wir vielleicht schon Näheres über die Bedeutung der Zusendung dieser Sachen wissen!"

„Sie glauben es?" fragt Harringson.

„Ich möchte es als bestimmt annehmen", antwortet Mister White, der Polizeigewaltige.

Amina Kumare im Spiegel

Am Mittwoch veranstaltet der englische Klub einen großen, gesellschaftlichen Abend. Trotzdem Doktor Harringson sich noch nicht ganz auf der Höhe fühlt, sagt er nicht ab. Militär, Zivil und viele Frauen sind anwesend. Nach dem Abendessen findet man sich zum Tanz beisammen, während in einem abseits gelegenen, ruhigen Zimmer ältere Herren ein Spielchen machen oder hohe Politik betreiben.

Der Doktor hält sich im Tanzsaal auf, die leichte, rhythmische Tanzmusik heitert ihn auf und nimmt ihm die lastende Schwere, welche immer noch sein Gemüt bedrückt. Auch tanzt er und nippt das sprudelnde Gold des Schaumweines aus dünnglasigem Kelche. Es ist so heiß, so überaus heiß, und die elektrischen Ventilatoren surren ihre eintönige, fast einschläfernde Melodie. Doktor Harringson sitzt mit zwei Herren an einem kleinen, runden Tisch; man lacht, scherzt, man ist in lustiger,

froher Stimmung und kennt keine Sorgen um das Heute oder Morgen. Die Klänge eines scharfen, rhythmischen Tanzes schwirren durch den Saal. Der Doktor will eine Dame zum Tanz auffordern, steht auf, sieht unbeabsichtigt in einen langen, vom Boden bis zur Decke reichenden Spiegel, der in acht bis neun Meter Entfernung ihm gegenüber angebracht ist. Doktor Harringson stutzt, eine ohnmächtige Schwäche will ihn befallen, dort, ja es ist keine Täuschung, dort am Marmorpfeiler lehnt die Maharani Amina Kumare, sieht in den Spiegel, so daß ihm das Spiegelbild entgegenfällt. Er trinkt die starren, kühlen Blicke, in denen wieder der Vorwurf steht: Sie haben meinen Gatten getötet! Mit beiden Händen greift sich der Doktor an den Kopf, stützt den Körper für einen Augenblick auf der Lehne eines Stuhles ... Spuk ... Spuk ...? Niemand bemerkt sein Erleben, und Doktor Harringson preßt seine ganze Energie in den Gedanken zusammen: Du mußt jetzt zu der Amina Kumare gehen, acht, neun Meter, du willst sie jetzt fragen, was dieses tolle Spiel bedeutet, was sie mit dir treibt. Schritt für Schritt schlängelt er sich durch die tanzenden Paare, unverwandt die Augen auf den Spiegel gerichtet, in dem jetzt die Gestalt der Maharani ihm wie zu Stein geworden erscheint. Er schafft den kurzen Weg mit einem Riesenverbrauch seiner Kräfte und steht ... vor der Miß Rachel Dove ..., die mit einem übermütigen Lächeln ihn empfängt: „Doktorchen, Sie machten eben den Eindruck, als gingen Sie auf einer Eisbahn spazieren. Ich dachte schon, gleich plumpsen sie hin!"

Harringson sieht zuerst in den Spiegel, nichts von der Amina Kumare zu finden, nur die Miß Rachel Dove findet er im Rückwurf des geschliffenen Glases. Er ist für Sekunden verlegen, zwingt sich zu einigen höflichen Worten für die Miß; ihm ist ganz übel, er hält sich nur mit Mühe aufrecht. Ein Wunsch ist sein Bestreben, heraus aus dem Klub, nach Hause! Eine innere Stimme flüstert ihm zu, daß dieses nicht mehr mit rech=

ten Dingen zuginge. Es muß einfach mit den dummen Sachen, der Kalifigur, der Schlinge und der durchstochenen Photographie zusammenhängen. Im Klub kann er es nicht mehr aushalten und ein Auto bringt ihn nach Hause. Dort angelangt, untersucht er, was er sonst nie tat, jeden Schrank, jedes Fach, jeden Behälter, alles, alles, und eine dumpfe Ahnung läßt ihn nicht los. Abgekämpft legt er sich zu Bett, nachdem er vorher ein starkes Schlafpulver genommen ... er will schlafen und an nichts denken ...

Eigenartige Kräfte sind am Werk

Doktor Harringson findet sich am Sonnabend schon in aller Frühe auf der Polizeistation ein. Er muß, er will Klarheit haben, er kann den schweren innerlichen Druck nicht mehr aushalten. Dort läßt ihm der Inspektor, Mister White, eine alte, verknöcherte Frau vorführen. Sie kann achtzig, neunzig, ja hundert Jahre alt sein. Es ist eine Sudha, eine „zauberkundige" Frau, bekannt in den Kreisen der orthodoxen Hindus, und man verehrt sie mit scheuer Andacht. Die Sudha soll mächtig sein und soll mit ihren Zaubersprüchen Menschen töten können. Auch der Polizei ist sie nicht fremd und kein unbeschriebenes Blatt. Fingerabdrücke auf der Photographie, die mit den ihrigen übereinstimmen, erhärten den Verdacht, daß sie im Zusammenhang mit den dem Doktor übersandten Dingen steht. Jande aber, das Zauberweib, schweigt, wahre geistige Keulenschläge prasseln auf sie nieder, um sie zu einem Geständnis zu bewegen, warum und aus welchen Gründen sie dem Doktor die Schlinge, die Kali und die durchstochene Photographie zuschickte und woher sie überhaupt das Bild habe. Sie schweigt nur. Endlich verfängt sie sich auf eine Frage, auf eine immerhin sehr gefährliche Frage, die aber ihre Wirkung nicht verfehlt. Warum sie immer noch leugne, denn die Amina Kumare habe längst gestanden, daß sie, die Janda, im Auftrage der Maharani

den Doktor behext habe! Die Sudha öffnet den zahnlosen Mund ein halbes Dutzend Male ... was sie denn noch sagen solle, wenn sie, die Polizei, alles wüßte, warum sie denn noch sprechen solle! Jeder wisse doch in Benares, daß der Sahib Doktor den Maharadscha getötet habe. Einen Augenblick herrscht eine unheimliche Stille im Polizeizimmer, bis Mister White das Weib anschreit: „Und darum wolltest du wohl den Doktor auch töten, was, gestehe jetzt, oder du bleibst dein Leben hier in der Arrestzelle hocken ... hörst du, Janda ...?" Das faltenreiche Gesicht der Alten verzieht sich zu einem höhnischen Grinsen, das weiter Verachtung und Niedertracht, Hinterlist und Gemeinheit in sich trägt, und schüttelt verneinend nur den Kopf. Was soll der ganze Unsinn mit dem Götzenbild und der Schlinge, sie möge das doch wenigstens erklären, fordert sie Mister White auf. Das Weib sieht den Doktor an, den Polizeiinspektor und grinst, grinst in einer zur Verzweiflung reizenden Schweigsamkeit. Nichts ist weiter aus ihr herauszubekommen, auch die Drohung, man würde jetzt noch die Maharani Amina Kumare ins Gefängnis stecken, verpafft wirkungslos. Sie sagt nur dumpf: Die Maharani hätte nichts mit der Sache zu tun! Alle weitere Mühe ist bestimmt vergebens. Zu einem endgültigen Resultat kommt Mister White nicht, man weiß nur, der Wahn besteht, Doktor Harringson habe den Maharadscha absichtlich getötet. Dem Doktor wird einiges, nicht alles klar, jedoch, daß dieser Wahn nicht aus den Hinduköpfen herauszuschlagen ist. Keine Überzeugung kann hier helfen, er gilt als Mörder des Maharadschas, immer, immer, solange er in Indien weilt.

Der Polizeiinspektor läßt das Weib in die Zelle zurückführen. „Was nun?" fragt Doktor Harringson. „Lassen Sie sich versetzen, weit weg, Doktor, heraus aus Benares, oder kehren Sie nach England zurück. Ich will Ihnen das nun offen erklären, es mag immerhin etwas unglaubhaft klingen, aber wir haben

ähnliche Fälle schon früher gehabt. Dieser Sudha und ihrem männlichen Partner, dem Oja, werden übernatürliche Kräfte zugesprochen; wir modernen Menschen mögen es Hypnose nennen, die sie auf ihre Art und Weise anzuwenden verstehen. Ihren Fall konstruiere ich etwa so: Die Amina Kumare wird sich an diese zahnlose Hexe gewandt haben, und diese hat ihr bestätigt, Sie seien einfach der Mörder ihres Gatten und müßten darum behext und schließlich, nehmen Sie das ruhig und gefaßt hin, für diesen angeblichen Mord sterben. Sie sind also schuldig an der Witwenschaft der Maharani, die nach dem Glauben der Hindus eine Strafe bedeutet für die von der Witwe in einem frühern Leben begangenen Sünden. Man hat sie gewarnt, indem man Ihnen das Götzenbild der blutdürstigen und rachsüchtigen Kali und die Schlinge übersandte. Der feine Nadelstich durch Ihre Photographie ist ein offensichtliches Zeichen eines an Sie geplanten Mordes. Wieweit Ihr Traum mit den angeblichen Zauberkünsten der Sudha in Einklang zu bringen ist, wieweit eventuell schon eine Hypnose vorliegt, kann ich schlecht beurteilen. Wir haben aber tatsächlich die Fälle gehabt, daß durch derartige, sagen wir ruhig Hypnosen, Menschen getötet wurden. Ich rate Ihnen nochmals, lassen Sie sich versetzen, am besten schon heute, bevor wir von der Polizei einschreiten können, kann Ihnen das Unglück schon passiert sein. Die geheimen Fäden der Rache sind so weit gespannt und nicht immer von uns zu entwirren. Folgen Sie meinem Rat und weichen der Gefahr in Ihrem Interesse aus, ich rate Ihnen dringend dazu, es ist der beste und sicherste Weg . . . Sie leben hier in Indien und nicht in England, verstehen Sie mich?"

Doktor Harringson verstand den Polizeiinspektor nur zu gut. Noch in derselben Nacht verließ er Indien, um nicht das Opfer eines fanatischen Aberglaubens zu werden.



DER ROGUE-ELEFANT

Seltsames Abenteuer eines afrikanischen Großwildjägers

Von F. G. Schmidt-Olden

Mit Tierzeichnungen von Wilhelm Kuhnert

Mein Häuschen in Nairobi war ein Unikum. Ein irländischer Ingenieur hatte es sich gebaut und war froh gewesen, als ich es ihm abkaufte, weil er nach Europa zurückreiste.

Der ganze Bau ruhte auf riesigen Pfählen etwa anderthalb Meter über der Erde. Eine Treppe führte zu der breiten überdachten Veranda. Die Wellblechwände waren innen sauber mit Brettern verschalt. Die Einteilung in vier kleine Zimmer besorgten ebenfalls dünne Bretterwände, die aber den Nachteil hatten, nur etwa zweieinhalb Meter hoch zu sein. Der Raum bis zum Dachfirst war offen. Trotz allem war das Häuschen wohnlich und behaglich. Dazu trug auch seine landschaftliche Lage bei. Weite Steppe auf der einen Seite und auf der andern eine der seltenen kleinen Urwaldparzellen bei Nairobi. Schlanke Eukalyptusbäume standen um das Haus, und ihre silbergrauen Blätter strömten aromatische Düfte aus.

Im anschließenden Hofraum stand das einfache Küchengebäude. Daneben ein Stall für mein Reitpferd und die Hütte meiner Boys.

Am Tage nach meiner Rückkehr von einer längern Jagdexpedition, saß ich nach dem Frühstück auf der Veranda und rauchte meine Morgenpfeife. Da näherte sich, von der Stadt herkommend, rasch eine rötliche Staubwolke. Ein Blick auf meine Boys zeigte mir, daß sie den Ankömmling längst erkannt hatten. Der eine der Schwarzen fuhr mit einem Besen über die Freitreppe, und Kiberiti wischte sorgfältig mit einem Tuch über die Tischplatte vor mir.

So fleißig wurden meine Mohren erst, wenn Johnny in die Nähe kam. Es war seltsam, welche geradezu abergläubische Scheu alle Farbigen vor meinem Freunde hatten.

Äußerlich sah er keineswegs imponierend aus. Als er jetzt den Weg heraufgaloppierte, seinen Braunen vor der Treppe parierte und sich aus dem Sattel schwang, um mir die Hand zu schütteln, reichte er mir knapp bis an die Schulter. Sein hageres braungegerbtes Gesicht war tief zerfurcht und sah eigenartig verwittert aus. Aber als er dem Boy die Zügel zuwarf und ihn mit einem Blick aus seinen stahlgrauen Augen streifte, sprang der sonst so dickfellige Bursche mit seltener Behendigkeit zu und führte den dampfenden Gaul in den Stall.

„Keine besonders erfreulichen Neuigkeiten", lachte Johnny, während er neben mir die Treppe zur Veranda hinaufstieg. „Die amerikanische Jagdgesellschaft, die wir führen sollen, kommt erst in zwei Monaten ..."

Er ließ sich in den bequemen Bombaystuhl fallen, schlug die Beine übereinander und sah nachdenklich auf seine hohen braunen Reitstiefel. Dann legte er die kurze Hetzpeitsche, um deren kräftigen Stiel die vier Meter lange Schnur aus Giraffenhaut gewickelt war, auf die Brüstung neben sich und fing an, umständlich seine Tabakspfeife zu stopfen.

„Schön", meinte ich, „da haben wir genügend Zeit, um wieder einmal die Zivilisation unserer ‚kleinen Großstadt' zu genießen. Theater, Kinos, Konzerte . . ."

Johnny lächelte verächtlich.

„Für den ganzen Krempel gebe ich keinen ausgefransten Gnuschwanz", brummte er dabei. „Aber freilich, du hast das ja lange nicht mehr genossen — also werde ich wohl allein auf Safari gehen müssen!"

„Wieso auf Safari? Ich denke, die amerikanische Gesellschaft hat fürs erste abgesagt . . ."

Johnny qualmte mächtige Rauchwolken in die mattblaue Luft, bevor er antwortete.

„Deswegen kann ich nicht noch länger in dem Benzingestank hier leben. Außerdem hängt der geplante Abstecher mit unserer Jagdgesellschaft zusammen."

„Das verstehe ich noch nicht ganz. Laß dir nicht immer alle Worte aus dem Munde ziehen und erzähle einmal im Zusammenhang!"

Mein Gegenüber sah mich vorwurfsvoll an.

„Wenn du mich gar nicht zu Worte kommen läßt —" brummte er und ließ sich von Kiberiti eine zweite Tasse Kaffee einschenken. Dann fuhr er bedächtig fort: „Unserer amerikanischen Jagdgesellschaft will sich ein Präparator anschließen, und wir sollen sie vor allen Dingen auf Elefanten zu Schuß bringen . . ."

„Gemacht —"

„So? — Weißt du denn auch bestimmt, wo wir in zwei Monaten die Amerikaner so an Elefanten heranbringen, daß die Grünhörner auch photographieren und filmen können?"

„Davon hast du mir auch noch nichts erzählt."

„Na ja — Die Leute denken sich die Geschichte sehr einfach. In sechs Wochen möchten sie nicht nur einen ganzen Elefantenfilm gedreht haben, sondern auch noch drei besonders kapitale

Exemplare für ein amerikanisches Museum schießen. Deswegen schleppen sie auch einen Präparator mit!"

„Aber das sind doch zwei ganz verschiedene Sachen", warf ich ein.

„Was wissen diese Grünhörner davon! Um zu filmen, braucht man Licht. Das gibt es nur in der Steppe oder im offenen Dornbusch, dem Pori. Und da sind die Elefanten mächtig scheu. Die alten Tusker, die Bullen mit den großen Stoßzähnen, kommen überhaupt nicht hierher. Die bleiben in ihren feuchten Urwäldern — und dort kann man nicht filmen."

„Aber man kann sie jagen —"

„Richtig. Der Präparator müßte also hinauf in den Urwald, der Filmmann in die offene Steppe. Zwei ganz verschiedene Sachen, wie du schon sagtest. Und jetzt möchte ich wissen: Wo finden wir diese beiden Gelegenheiten dicht beieinander?"

Wir starrten eine Weile in Gedanken vor uns hin. Die Neulinge aus Amerika konnten sich bestimmt kein Bild davon machen, was sie von ihrem weißen Safariführer verlangten.

„Hier in der Nähe am Kenia geht das kaum", sagte ich endlich. „Da gibt es zwar oben am Berge, dort, wo die Urwaldzone mit der Bambuszone zusammenstößt, ganz kapitale Burschen. Aber in die tiefer gelegene Steppe verirrt sich kaum noch ein Elefant. Viel zu viele Farmer und Nigger . . ."

„Ja — der Kameramann könnte hier lauern, bis er so schwarz wird wie Kiberiti", seufzte Johnny.

„Da bleibt noch ein Gebiet —"

„So — und welches?"

„Der Mount Elgon."

Johnny sah mich versonnen an.

„Der liegt aber schon in Uganda!"

„Was schadet das? Der amerikanischen Safari wird es nicht darauf ankommen, ein paar tausend Dollar mehr auszugeben für die erforderlichen Jagdscheine . . ."

„Aber der Weg ist für schwere Autos vielleicht nicht ganz leicht?" warf Johnny ein.

„Das ist nicht so schlimm. Über das Laikipiaplateau kommen wir im Auto besser als das letzte Mal mit unsern Trägern."

„Teufel auch —" knurrte Johnny. „Da wären wir am Tage fast verdurstet und in der Nacht erfroren . . . aber ich glaube auch, daß du recht hast. Wollen wir eine Erkundungsfahrt versuchen? Mein Somaliboy kann sogar ein Auto steuern und uns ablösen."

„All right! Ich nehme meinen Kiberiti mit und einen Gewehrträger. —"

Johnny klopfte zufrieden seine Pfeife an der Brüstung aus. „Und deine Theater, Kinos und Konzerte?"

„Die werden mir nicht weglaufen! Natürlich müssen wir feststellen, wohin wir unsere Jagdgesellschaft führen können."

„Dann will ich jetzt schleunigst ins Städtchen zurück. Unser alter Fordwagen ist zwar in Ordnung, aber ein paar Kleinigkeiten muß ich doch besorgen. Ich denke, daß ich morgen gegen Nachmittag wieder hier sein kann. Am besten wird es sein, wenn ich dann bei dir übernachte, und übermorgen früh kutschieren wir los!"

„Nach Norden . . ."

„All right. Dein ‚Streichholz' wird wohl nicht sehr begeistert sein, wenn er schon wieder die so sehnlich erwartete Zivilisation im Stich lassen muß."

„Dafür fährt er für sein Leben gern Auto. Bring mir noch ein Pfund Craven mixture mit, denn wer weiß, wie es mit dem Tabak unterwegs steht . . ."

Bald darauf galoppierte Johnny nach der Stadt zurück.

Lässig saß er im Sattel und wippte mit seiner Hetzpeitsche im Takt jedes Sprunges.

Am Abend genoß ich dann seit langer Zeit wieder das schöne

Gefühl, mein eigenes Dach über dem Kopf zu haben. Fast tat es mir leid, daß ich mein Häuschen übermorgen verlassen sollte.

*

Schon vor Sonnenaufgang waren wir abgefahren. Kiberiti hatte sich mit süßsauerm Gesicht seinen Platz im Laderaum unseres Autos zurechtgemacht. Die beiden andern Schwarzen behandelte er etwas von oben herab und schielte manchmal neidisch auf Johnnys Somaliboy, der in seinem schmucken Khakianzug neben uns auf dem breiten Vordersitz thronte.

Die Fahrt ging nach Norden. Der gewaltige Gebirgsriese Kenia leuchtete im Morgenlicht, und seine Schneefelder gleißten und blitzten. Bald verschwamm er aber im Dunst, während wir auf guter Straße durch das gewaltige Wildreservat rollten. Am Nachmittag ließ aber die Beschaffenheit des Weges schon zu wünschen übrig, und als wir gegen Abend an einem Flüßchen Rast machten, hatten wir die letzte Strecke schon über ausgefahrene Gleise zurückgelegt.



Die Reise im bequemen Safariwagen war wenig anstrengend. Vor Sonnenuntergang schlugen wir schon Lager. Johnny und ich hatten jeder unser eigenes Safarizelt mit Feldbett und sogar einem anschließenden Duschraum. Unter dem Zeltvordach saßen wir dann in bequemen Feldstühlen vor dem sauber gedeckten Tisch und plauderten, Pfeife rauchend, während die Boys mit Töpfen und Pfannen hantierten. Unsere Schwarzen fanden im Laderaum des Autos eine geschützte und warme Unterkunft und schwatzten und lachten meist noch spät in der Nacht, bis ihnen Johnny mit einem Steinwurf das Wort abschnitt.

Große Zebrarudel, vereinzelte Oryx, Elenantilopen und Hartebeester belebten die Hochsteppe, trotzdem wir das Wildreservat längst verlassen hatten. Kronenkraniche stolzierten ohne Scheu vor uns durch das Gras, und die lustigen kleinen „Witwen" vollführten ihre Balztänze und flatterten mit ihren langen Schwanzfedern, die wie angebunden aussahen, immer auf demselben Platz.

Die Temperatur erreichte am Tage 55 Grad Celsius und fiel dann des Nachts bis auf 3 Grad Kälte. Wir waren genau unter dem Äquator, und die Sonne stand mittags senkrecht über unsern Köpfen, so daß wir keinen Schatten warfen.



Später kamen wir in ein Dorado für Nashorne. Alle Augenblicke sahen wir die klotzigen Silhouetten der Dickhäuter wie Steinbilder in der deckungslosen Steppe stehen, und erst beim Herannahen unseres Autos verschwanden die Giganten schnaubend und prustend in ihrem kraftvollen und fast elegant wirkenden Trab.

Auf dem Laikipiaplateau wurde die Fliegenplage grauenhaft. Die einzelnen kleinen Wasserstellen bestanden meist nur aus Pfützen, die von den Herden der Massais in eine erbsensuppenartige Flüssigkeit verwandelt waren. Und doch konnte man dieses Wasser unbesorgt trinken. Die gefährliche Dysenterie gab es hier nicht, während doch im allgemeinen in Afrika der Genuß unabgekochten Wassers in der Nähe von Negerortschaften eine Art Selbstmordversuch bedeutet. Bei diesen kümmerlichen Wasserplätzen lagen meist die Krale von Massais, die mit ihren Viehherden einen schwunghaften Handel mit dem nördlich gelegenen Abessinien trieben.

Die Massaikrale machen sich zuerst durch ihren Gestank und

die Fliegenplage bemerkbar. Die Hütten bestehen aus Ästen und Dornenzweigen, die mit Lehm verschmiert sind, und zu denen ein tunnelartiger Vorbau führt. Um diese unregelmäßig verstreuten Behausungen läuft eine kreisförmige oder ovale Dornenpalisade, in die allnächtlich das Vieh getrieben wird. Nur sehr selten wagt es ein Löwe oder Leopard, in diese Dornenboma einzudringen, und dann macht er auch gewöhnlich unliebsame Bekanntschaft mit den schweren zweischneidigen Massaispeeren. Die Massaifrauen schleppen als Schmuck manchmal 40—50 Pfund Eisenringe um Hals, Arme und Beine, und ihre feingeschnittenen braunen Gesichter beweisen ihren hamitischen Ursprung.

„Hier werden sich unsere Amerikaner freuen", knurrte Johnny und fischte drei fette Fliegen aus seiner Suppe. „Ein Glück, daß wir morgen in die Berge kommen und die Quälgeister loswerden . . ."

Aber dort brummte er über die geröllbesäten Abhänge und die Felsklippen, über die unser Weg weiterführte, dem Mount Elgon entgegen. 4000 Meter hoch erhebt sich das gewaltige Gebirgsmassiv, das schon in Uganda liegt. Der Gipfel ist abgeplattet, und man vermutet, daß sich hoch in die Wolken Bergspitzen erstrecken, die man nur nicht sehen kann.

Eine Tagereise vor Karungu lagerten wir in einem lichten Wäldchen. Unzählige Marabus horsteten hier, und überall lagen weißgetünchte abgerissene Äste und Zweige.

„Na also —" brummte Johnny zufrieden und stieß mit seiner Stiefelspitze gegen einen kindskopfgroßen Ballen Elefantenlosung. „Hier könnte zum mindesten der Kameramann zu Schuß kommen . . ."

Der Ndorobboführer, den wir angeworben hatten, grinste verschmitzt.

„Ganz in der Nähe treibt sich ein besonders großer Elefantenbulle herum", erklärte er und stopfte sich eine Prise Schnupf-



tabak in die aufgeplusterten Nasenlöcher. Als Tabakdose diente ihm ein Büffelhorn, das er in dem ausgeweiteten Ohrläppchen verstaut hatte.

„Aber der ist sehr böse", fuhr er fort. „Die Elefantenherde, die hier durchgewechselt ist, will nichts von ihm wissen." —

Johnny zündete nachdenklich seine Tabakspfeife an. „Den Burschen will ich mir ansehen", sagte er dabei. „Wenn so ein Ndorobbofundi (Fundi = Meister) etwas über Wild erzählt, dann stimmt es meist, im Gegensatz zu den sonstigen Erzählungen der Schwarzen."

„Aber in einer Stunde wird es dunkel", gab ich zu bedenken.

Johnny lachte unbekümmert: „Bis dahin bin ich längst zurück. Sorge nur dafür, daß Kiberiti etwas Ordentliches zum Abendessen fertig hat. Schießen darf ich hier zwar nicht, aber besser ist besser!"

Er nahm seinem Somaliboy die schwere Elefantenbüchse aus der Hand und klappte sie auf, um zwei Vollmantelpatronen in die Läufe zu stecken. Es war eine Doppelbüchse Kaliber 600. Die Patronen waren mit je 10 Gramm rauchlosem Corditepulver geladen, und der Rückstoß der Waffe warf einen gewöhnlichen Sterblichen um.

„So, mein Junge — nun spiele aber nicht mit deinen schmutzigen Pfoten an der Sicherung herum, und verliere auch nicht die Reservepatronen!" grinste mein Jagdgefährte und hängte einem unserer Gewehrträger die Büchse und den Patronengürtel über die Schulter.

Wir sahen die drei Gestalten bald darauf hinter den Bäumen verschwinden. Der Somaliboy brachte die Einrichtung unserer Zelte in Ordnung, die andern Schwarzen schleppten Wasser und Brennholz heran, und Kiberiti baute seine Kochstelle auf. Das abendliche Lagerleben spielte sich ab wie immer, und ich schlenderte rauchend in der Nähe umher.



Währenddessen folgte Johnny dem vorausgehenden Ndorobboführer, und hinter ihm trottete mit dem Gewehr über der Schulter sein Kikuyuboy. Das lichte Wäldchen wurde bald abgelöst von busch- und dornenbestandener Steppe, die weiterhin in hohes Elefantengras überging. Hier erst wurde der Pirschgang beschwerlich. Rechts und links ragten die 3—4 Meter hohen Halme und versperrten jede Sicht. Und im Grase lauerten unzählige blutdürstige Insekten, Fliegen und Zecken, die sich bei der geringsten Erschütterung auf die vorsichtig schreitenden Männer fallen ließen und sich überall festbissen und -saugten, wo ein Stückchen Haut freilag.

Nach etwa zehn Minuten erreichten sie einen Termiten-

hügel und konnten von hier aus die Steppe ziemlich gut überschauen.

„Dort hinten steht der alte Bulle", raunte der Ndorobbo und zeigte dabei auf einen grauen Klotz. Man hätte ihn für einen Felsblock halten können, wenn nicht hin und wieder die riesigen Ohren Luft gefächelt hätten und wenn nicht die weißen Kuhreiher gewesen wären, die auf dem Dickhäuter herumturnten und ihn umflatterten, um das Ungeziefer aus den Hautrissen aufzupicken.

Johnny beschloß, näher heranzugehen. Er wollte sich überzeugen, wie hier die Aussichten für den amerikanischen Filmmann sein würden. Wenige Minuten später wurde das Gras niedriger, und dann winkte der vorausgehende Ndorobbo Johnny zu. Der Elefant zog langsam und majestätisch in die offene Steppe. Überall ästen dort Zebras und Antilopen. Vor dem Dickhäuter würden sie nicht flüchten. Aber die drei menschlichen Gestalten würden zweifellos den scheuen Steppenkindern auffallen, und dann mußte es unmöglich sein, in der deckungslosen offenen Savanne an den Elefanten heranzukommen.

„Hier in dieser Bodenrinne können wir ihm den Weg abschneiden, Bwana —" raunte der Ndorobbo. Tief gebückt schlichen die drei Männer voran. Das Wild äste unbekümmert weiter.

Dann änderte der Elefant plötzlich seine Richtung und marschierte in seinem unhörbaren Paßgang fast auf die Stelle zu, die Johnny mit seinen beiden Begleitern eben erreicht hatte. Der Ndorobbo wurde unruhig.

„Tembo kali sana — der Elefant ist sehr böse . . ." hauchte er in Johnnys Ohr.

Der winkte ungeduldig ab. Was sollte ihnen passieren können mit der schweren Elefantenbüchse im Arm! Unhörbar schob er die Sicherung zurück, legte die Waffe schußbereit über eine Erderhöhung vor sich und beobachtete gespannt den ahnungs-

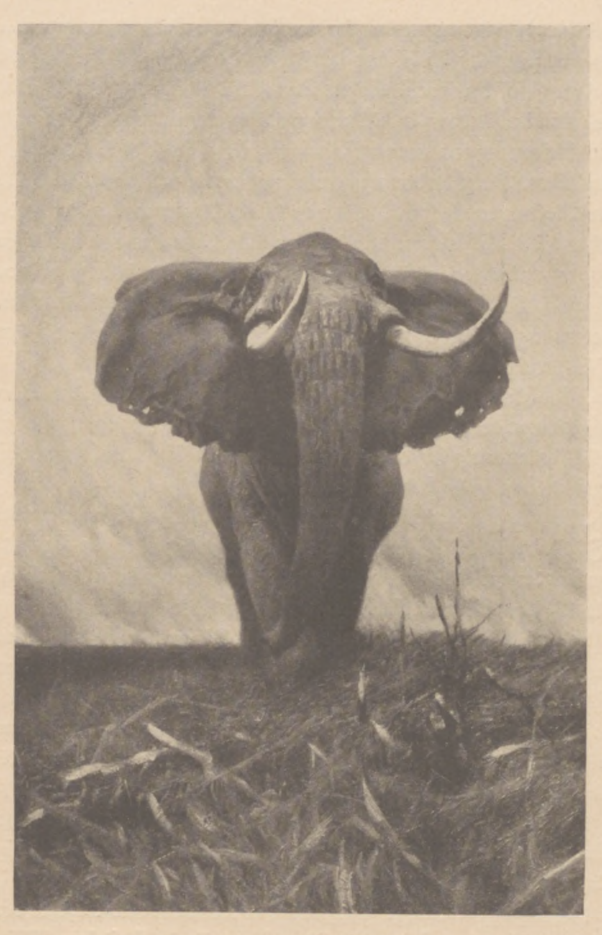
los näher kommenden Bullen. Die riesigen Stoßzähne blitzten wie flüssiges Silber in der untergehenden Sonne. Ein herrliches Bild für den Photographen.

Da schien irgend etwas den Giganten zu ärgern. Klatschend schlug der Rüssel nach rückwärts über die rissige Haut, so daß rötliche Staubwolken emporwirbelten und die begleitenden Kuhreiher ängstlich in die Höhe flatterten. Die Antilopen in der Nähe hoben mißtrauisch ihre Köpfe, sicherten argwöhnisch und ästen gleich darauf unbekümmert weiter. Kaum fünfzig Schritt war der Elefant von Johnny entfernt, und doch war kein Geräusch seiner Schritte zu hören. Mit geisterhafter Lautlosigkeit schwankte der Koloß näher und näher. Plötzlich klappten die riesigen Ohren wie Scheunentore auseinander, der Rüssel schoß wie eine graue Schlange nach vorn und packte eine der zierlichen Thomsongazellen, um sie hoch durch die Luft zu wirbeln und auf die Erde zu schmettern. Wütend trampelten dann die riesigen Säulen das kleine tote Tier in den Boden.

Johnny war unvorsichtig aufgesprungen, ohne auf den warnenden Ruf des Ndorobbos zu achten. Wieder klappten die Ohren des gereizten Dickhäuters. Der Rüssel hob sich, Witterung suchend, und dann wälzte sich die graue Masse wie eine Lawine auf Johnny zu.

Die mächtigen Ohren standen weit seitlich ab, der Rüssel war waagrecht ausgestreckt — und als das schrille Kreischen ertönte, das man irreführend mit „Trompeten" bezeichnet und das genau so klingt wie ein scharf bremsendes Auto auf Asphalt — da wußte Johnny, daß es Ernst würde. Nur eine gutgezielte Kugel in den Schädel konnte jetzt noch den hin und her schwingenden Koloß abstoppen oder aus der Richtung bringen. Tödlich wirkte in dieser Stellung kein Schuß, da der Zugang zu dem kleinen Gehirn durch die deckenden Knochenwülste versperrt war.

Johnny feuerte kaltblütig beide Läufe fast gleichzeitig ab.



Afrikanischer Elefant

Nach einem Gemälde von Wilhelm Kuhnert

Der alte Tusker taumelte für den Bruchteil einer Sekunde unter dem ungeheuern Aufschlag der Geschosse. Dann stürmte er unentwegt auf den Schützen zu. Der Kikuyuboy mit dem Patronengürtel raste in weiten Sprüngen über die Steppe und tauchte im Elefantengras unter. Johnny sprang so schnell er konnte hinterher. Dicht an dem zusammengekauerten Ndorobbo tobte der Elefant vorbei, und mit vor Schreck starren Augen beobachtete der Schwarze, wie das rasende Tier den unglücklichen Jäger erreichte und in den Boden trampelte. Bleigrau vor Angst schlich der Ndorobbo zurück und erreichte bei Sonnenuntergang unser Lager. Fünf Minuten später traf auch der schlotternde Kikuyu ein.

„Vielleicht hat der Bwana doch irgendwo einen Haken schlagen können und ist entwischt ..." meinte ich. Ich merkte aber selbst, wie wenig ich daran glauben konnte. Und der Ndorobbo zerstörte auch die leiseste Hoffnung.

„Hapana Bwana ... das ist ausgeschlossen", grunzte er. „Ich habe genau beobachtet, wie der Elefant auf deinem Freunde herumtrampelte — und er hat auch davon noch nicht abgelassen, als ich das deckende Elefantengras erreichte ..."

Wortlos holte ich meine Repetierbüchse aus dem Zelt. Mindestens rächen wollte ich den Tod Johnnys und forderte den Ndorobbo auf, mir den Weg zu dem Schauplatz des Dramas zu zeigen. Die Dämmerung, die hier nur wenige Minuten währte, war angebrochen. Ich ließ mir also von Kiberiti die elektrische Laterne mit dem starken Scheinwerfer bringen.

Da knackten und prasselten Äste und Büsche in der Nähe. Sollte der rachsüchtige alte Tusker jetzt einen Überfall auf unser Lager beabsichtigen?

Ich nahm die Büchse schußfertig in den Arm und richtete den Lichtstrahl meiner Laterne auf das schwankende Gestrüpp. Plötzlich sprangen die Schwarzen mit erschreckten Ausrufen zur Seite.

„Der Geist ..." hörte ich sie schreien — und dann sah ich eine

menschliche Gestalt auf mich zustürzen. Der Khakianzug hing in Fetzen herunter, Gesicht und Arme waren mit Blut und Lehm beschmiert und die ganze Erscheinung über und über mit rotem Staub bedeckt.

„Teufel auch — das war das knappste Entkommen in meinem ganzen Leben!" keuchte Johnny vor mir. Dann holte er wortlos mit seiner rechten Hand aus und gab seinem Kikuyuboy eine schallende Ohrfeige. „Also hier steckst du mit meinen Reservepatronen!" schrie er ihn empört an.

Der Schwarze rieb sich seine Backe und sah dabei seinen verunglückten Herrn glückstrahlend an. Jetzt war er überzeugt, keinen Geist vor sich zu haben.

„Die Sonne ist ja mittlerweile untergegangen, so daß wir einen Whiskysoda trinken können", meinte Johnny dann sichtlich erleichtert. „Und dabei kann ich dir erzählen . . ."

Wenige Minuten darauf saßen wir unter dem Zeltvordach vor gefüllten Gläsern. Die Scheinwerfer beleuchteten die Umgebung. Wir hatten unsere Zeltlampe nicht angesteckt, denn gereizte Dickhäuter greifen meist das Licht an.

„Da hat sich der Ndorobbo trotz seiner scharfen Augen also doch geirrt, als er zu sehen glaubte, daß dich der Elefant erwischt hätte und in den Boden trampelte . . ."

„Wenigstens teilweise", brummte Johnny.

„Wieso teilweise?"

„Na — erwischt hat er mich glücklicherweise nicht. Aber das andere stimmt schon . . ."

Ich muß wohl kein besonders geistreiches Gesicht gemacht haben, denn mein Gegenüber lachte laut auf.

„Das klingt etwas unglaubhaft! Und wenn mir das jemand in der Bar in Nairobi erzählen würde, würde ich ein ähnliches Gesicht schneiden. Und doch war die Geschichte verdammt einfach."

„Einfach nennst du das? Na, ich danke schön", warf ich schüchtern dazwischen.

„Als das rasende Tier hinter mir herstürmte und ich mit der leergeschossenen Büchse über die deckungslose Steppe raste, kam sie mir auch nicht so vor“, stimmte Johnny bei. „Und als ich plötzlich ins Leere trat und der Koloß über mir auftauchte, hätte ich keinen Cent mehr für mein Leben gegeben.“

„Ins Leere? Ich denke, ihr wart in der Steppe? Da gibt es doch keine Korongos, keine Regenschluchten ...“

„Aber Erdrisse“, grinste Johnny. „Und die Spalte, in die ich trat, war zwar schmal, aber glücklicherweise tief genug.“

„Und da konnte dich der Elefant nicht mit seinem Rüssel herausangeln?“

„Konnte er nicht! Versucht hat er es wohl. Aber offenbar haben ihm meine Schüsse auf den Rüsselansatz die Muskeln beschädigt. Auch das Witterungsvermögen muß durch das rinnende Blut, das aus dem Rüssel über mich tropfte, sehr gestört worden sein. Aber dann fing der alte Satan an, mit den Stoßzähnen nach mir zu stechen. Einmal kniete er sogar dabei nieder und preßte die steinharten Lehmbrocken über mir zusammen. Und als ich schon glaubte, in die ewigen Jagdgründe abzuschrammen — da hatte mich der angeschweißte Tusker völlig verloren. Drei, vier Schritt von meinem Kopf trampelte er den Erdriß zusammen. Wer weiß, weshalb er glaubte, daß ich dort liegen müsse ...“

Johnny leerte hastig sein Glas, und seine Finger zitterten etwas, als er seine Pfeife stopfte. „Mir kam es vor“, fuhr er dann fort, „als ob ich stundenlang so gelegen hätte. Und als ich endlich wagte, den Kopf zu heben, sah ich den Bullen im Elefantengras verschwinden. Da hielt ich mich nicht länger auf. Sogar meiner Elefantenbüchse schenkte ich nur einen kurzen Abschiedsblick — trotzdem sie mir das Leben gerettet hat. Sie lag drei Meter von mir entfernt, und das wütende Tier hatte sie völlig zertrampelt ...“

Ich trank Johnny zu. „Die Büchse läßt sich ersetzen. Was wird aber aus dem angeschossenen Elefantenbullen?"

„Soll der Wildinspektor in Karungu mit dem verrückten Burschen Schluß machen. Ich habe nur in Notwehr geschossen ... das hat mir den Verlust meiner Elefantenbüchse eingebracht — und die Erfahrung, daß der Elefant das häßlichste aller Tiere ist."

„Das häßlichste? —"

Johnny sah mich nachdenklich an und nickte ernsthaft mit dem Kopfe.

„Sieh dir einen Elefanten von unten an — und du wirst mir recht geben ..."

*

Der Wildinspektor in Karungu hörte am nächsten Tage kopfschüttelnd unsern Bericht und schickte ein „Jagdkommando" aus, um den Rogue-Elefanten abzuschießen. Das glückte erst, nachdem das Tier zwei Eingeborene getötet hatte. Gerade Elefanten scheinen häufig unter Geistesstörungen zu leiden. In Indien sind die Rogue-Elefanten eine bekannte Erscheinung. Aber in Afrika blieb Johnny für lange Zeit der einzige Weiße, der so nahe Bekanntschaft mit einem verrückten Dickhäuter gemacht hatte.



Der Tod lauert im Moor

Roman von Werner E. Hintz

Inhalt des bisher erschienenen Teils:

In einem freundlichen Städtchen inmitten einer großen Moorlandschaft sind zwei Ereignisse vorgefallen, die die Gemüter der Bürgerschaft bewegen: Ein junges Mädchen, die Lehrerstochter Hanni Freidank, ist an der Landstraße, die durch das Moor führt, erschlagen aufgefunden worden. Wenige Tage später wurde unweit derselben Stelle eine zweite Frau, eine Schwedin namens Torda Lundsal, ermordet. Ein zufällig auf Erholungsurlaub sich in dem Städtchen befindender Berliner Kriminalkommissar, namens Werner Traß, erhält von dem Polizeipräsidium den Auftrag, seinen Urlaub abzubrechen und die Vorfälle aufzuklären. Als verdächtig gelten folgende Personen: der Verlobte der Lehrerstochter, ein junger Grundstücksmakler namens Gerd Asper; diese Beschuldigung wird vom Lehrer Freidank, dem Vater der Erschlagenen, erhoben; der Moorhofbesitzer Peter Larsen, dessen Gut unweit der Stadt am Rande des Moores liegt, und dessen Knecht Ule werden jedoch von dem größten Teil der Bürgerschaft als mutmaßliche Täter beider Verbrechen angesehen. In der Untersuchung, die der Kriminalkommissar zunächst noch ohne Kenntnisgabe seines Berufes unternimmt, sind die Fäden zur Ermittlung der wahren Täterschaft sehr verschlungen. Bezichtigung steht gegen Bezichtigung. So wird auch der Arzt des Städtchens, Dr. Martens, von der Frau des Privatgelehrten Cornelius des Mordes an der Lehrerstochter beschuldigt. — Die Begegnung mit Peter Larsen und seinem Knecht Ule verläuft für den Kommissar zunächst ergebnislos. In der Stadt gilt Traß nach wie vor als Sommergast, der sich sogar mit der Absicht trägt, ein Haus zu kaufen und sich als Pensionär niederzulassen. Es wird ihm zum Kauf das Landhaus des Privatgelehrten Cornelius angeboten. Der Nachbar dieses Hauses ist Dr. Martens. Bei der Unterhandlung für den Ankauf des Hauses in Gegenwart des jungen Asper und des Ehepaares Cornelius kommt Dr. Martens hinzu und redet den Kommissar trotz früher ausgesprochenen Verbots in seiner amtlichen Eigenschaft an. Dies bringt den Kommissar auf den Verdacht, daß der Arzt damit eine Person, die bei der Unterhandlung zugegen ist, warnen will. Die Unterhandlung wird vorläufig abgebrochen. Der junge Asper ist sichtlich verstört, vermag aber am nächsten Tag sein Alibi glaubhaft zu machen. Der Kommissar besucht Dr. Martens auf seinem Grundstück und trifft ihn vor der Garage beim Reinigen seines Autos an. Über sein Verhalten zur Rede gestellt verwickelt sich Dr. Martens in Widersprüche. Traß erfährt zwei überraschende Tatsachen: Daß der junge Asper doch an dem fraglichen Tage mit Hanni Freidank zusammengewesen sei und daß Larsens Knecht Ule in der Frühe des Mordtages einen Brief für Torda Lundsal im Gasthof abgegeben habe. — Ferner belauscht der Kommissar ein von Peter Larsen geführtes schwedisches Telefongespräch. Dann holt Traß beim Angeln einen mit P. M. gezeichneten Rucksack, in dem sich ein Chausseestein befindet, aus dem Fluß. Beim Nachhausegehen sieht Traß noch, wie ein Auto fluchtähnlich an ihm vorbeirast. Es ist Dr. Martens mit einer Dame.

Herr Spitzler stand in der Tür des Gasthauses und blinzelte in das Wetter. Erst als Traß in Sicht kam, nahm sein Gesicht einen geheimnisvollen Ausdruck an.

„Na, und was ist nun?"

„Kommen Sie doch bitte herein, Herr Kommissar."

Dann standen sie im Gastzimmer.

„Also es ist ein Telegramm aus Berlin für mich angekommen, nicht wahr, Herr Spitzler?"

„Ein Telegramm, nicht daß ich wüßte —"

„Ja, aber zum Deubel nochmal, warum haben Sie mich dann herholen lassen?"

„Der Brief, Herr Kommissar Traß!"

„Was für ein Brief?"

„Der Brief an Frau Lundfal!"

Traß fühlte, daß er blaß wurde. Sogar die Knie zitterten ihm ein bißchen, und seine Stimme klang heiser, als er erregt hervorstieß: „Was ist mit dem Brief an Frau Lundfal?"

„Ich habe ihn gefunden, oder vielmehr meine Frau! Vorhin räumte sie das Zimmer auf, das ich vorgestern abend Frau Lundfal angewiesen hatte — das beste Zimmer im Haus. Das Gepäck der Dame hatte ja schon gestern der Landjäger abholen lassen, aber in der Waschtischschublade lagen noch Kamm und Bürste — ja und dann der Brief —"

Traß hätte sich ohrfeigen mögen! Wie hatte er es aber auch versäumen können, im Zimmer der Ermordeten eine genaue Durchsuchung vorzunehmen! Traß, mein Lieber, ich glaube, du wirst alt! Es wird Zeit, daß du an die Pensionierung denkst! — Nein, das hätte er nicht vergessen dürfen!

„Geben Sie ihn her!"

„Einen Augenblick, ich habe ihn weggeschlossen."

Aus einem Fach im Aufbau der Theke nahm der Wirt den Brief und reichte ihn dem Kommissar.

Ein graues Kuvert, billigste Dutzendware. Die Klappe aufgesetzt, mit Bleistift flüchtig hingeworfen die Anschrift: ‚An Frau Torda Lundfal, Gasthaus zur Sonne‘. Auf der Rückseite kein Absender. Und dann der Briefbogen, liniertes Papier, und darauf mit der gleichen Bleistiftschrift —

Nein, das konnte Traß nicht lesen, sicherlich war das wieder schwedisch.

Es war zum Verrücktwerden.

Schwedisch — schwedisch — und nicht einmal Cornelius konnte schwedisch!

„Was steht denn in dem Brief?“ meldete sich Herr Spitzler zaghaft zum Wort.

„Haben Sie den Brief denn noch nicht gelesen?“

„Aber ich bitte Sie — ich bin doch nicht neugierig, Herr Kommissar Traß!“

„Dann — bitte sehr, zur Belohnung dafür dürfen Sie den Brief lesen, Herr Spitzler.“

Der Gastwirt starrte kopfschüttelnd auf den beschriebenen Bogen.

„Das — das kann ich leider nicht lesen —“

„Ich auch nicht! Leider — auf Wiedersehen!“

Traß schob den Brief in die Tasche und verließ das Gastzimmer. Vier Häuser weiter zur Post —

„Nein, es ist noch nichts für Sie gekommen. — Nein, kein Telegramm — und auch kein Telephonanruf.“

Und schon war Kommissar Werner Traß wieder auf dem Weg zum Moorhof. Man konnte es immerhin mit einem gewagten Bluff versuchen —

Als er über die Brücke schritt, blickte er zum Weidengebüsch hinüber. Cornelius saß nicht mehr dort.

Dafür aber hockte Larsen auf einer Steinbank neben seinem Haus und schickte kleine Rauchwölkchen aus seiner Tabakspfeife in die blaue Herbstluft. Er erhob sich auch nicht, als Traß zu ihm trat.

„Guten Tag, Herr Larsen. — Störe ich?"

„Ja."

„Das tut mir leid. Aber es läßt sich nun einmal nicht vermeiden, daß ich — — vielleicht gehen wir lieber ins Haus hinein?"

„Nein."

„Und warum nicht?"

„Ich habe keine Veranlassung, Ihnen diese Frage zu beantworten, Herr Kommissar."

Wieder das alte Versteckenspiel — aber Traß war nicht Willens, sich darauf einzulassen. Entschlossen ging er auf die Tür zu, wollte sie öffnen —

Doch dann hatte ihm schon der Schwede den Weg vertreten. „Was fällt Ihnen ein? Mit welchem Recht wollen Sie in mein Haus eindringen?"

„Mit welchem Recht? — Das fragen Sie?"

Larsen wandte den Blick ab. „Ich stehe Ihnen ja gerne zur Verfügung, aber ich möchte, daß wir hier draußen bleiben!"

„Hm — und wo ist Ule?"

„Beim Torfstechen."

„Nicht beim Entenschießen?"

„Ich verstehe Sie nicht."

„Das scheint mir auch so, denn sonst würden Sie merken, daß es mir jetzt verdammt ernst ist, Herr Larsen! — Los, geben Sie den Weg frei! Ich will ins Haus!"

„Was unterstehen Sie sich!"

„In meiner Eigenschaft als Polizeibeamter fordere ich Sie auf, mich eintreten zu lassen!"

Dann ging die Tür auf. Lena Martens stand auf der Schwelle. Ihr Gesicht zeigte deutlich die Spuren von Tränen.

Wider Willen mußte Traß lächeln. „Deshalb also?"

Larsen antwortete nicht. Er hatte nur Augen für Lena, die ihn jetzt mit einem sonderbaren Blick maß, dann plötzlich zwi-

schen den beiden Männern hindurchschritt und den Landweg nach Zaufen einschlug. Keiner der beiden hinderte sie daran.

„Und nun können wir wohl eintreten, Herr Larsen?"

„Bitte sehr."

Und wieder wurde Traß von der trostlosen Ärmlichkeit des Raumes beeindruckt, in dem der Mann im Moor seine Tage zubrachte, mit niemandem als Gesellschafter als nur einem Knecht, der wegen Totschlags bestraft war.

„Darf ich Ihnen ein Glas Milch einschenken?"

„Nein, danke."

„Ja, heute brauchen Sie diesen Vorwand nicht mehr."

„Ganz recht. Heute können wir mit offenen Karten spielen, Herr Larsen! — Sagen Sie, die Einsamkeit hier draußen auf dem Moor muß doch auf die Dauer furchtbar für Sie sein! — Ich habe Sie ja jetzt näher kennengelernt und halte Sie für einen Menschen, der sich mit einem solchen Schicksal unmöglich abfinden kann!"

„Sind Sie nur gekommen, um mir darüber Ihr Mitleid auszudrücken?"

„Auch deshalb, Herr Larsen! — Und was ich noch sagen wollte: es wäre doch für Sie hier noch eher auszuhalten, wenn Sie nicht so ganz einsam —"

„Ule ist ja bei mir."

„Den meine ich nicht. — Ich finde immer, eine Frau vermag auch die bescheidenste Häuslichkeit wohnlich zu machen."

„Sie sind verheiratet?"

„Verwitwet."

„Oh —"

„Und ich glaube, ein Mädel wie Lena Martens wäre eine gute Kameradin für einen Mann hier draußen im Moor."

„Kennen Sie sie so gut?"

„So ein bißchen Menschenkenntnis erwirbt man sich ja schließlich in meinem Beruf."

Larsen lächelte sonderbar. „Wollen Sie den Heiratsvermittler spielen, Herr Kommissar?"

„Vielleicht."

„Ich fürchte, Sie bemühen sich da umsonst. — Ich muß jetzt übrigens ans Mittagessen denken. Ule wird bald aus dem Moor zurückkommen, und Torfstechen ist eine appetitanregende Beschäftigung."

„Ich muß immer wieder feststellen, daß Sie die deutsche Sprache für einen Ausländer bewundernswert beherrschen, Herr Larsen!"

„Ich war während des ganzen Krieges als Vertreter eines schwedischen Unternehmens hier in Deutschland, Herr Kommissar."

„Aha, daher auch. — Waren Sie damals hier in dieser Gegend?"

„Nein, nur in Berlin."

„Und — was ich fragen wollte — beherrschen Sie eigentlich Ihre Muttersprache noch fließend?"

„Das verlernt man doch nicht so leicht."

„Ganz recht. — Dann können Sie mir einen Gefallen tun. Ich habe hier einen schwedischen Brief, den ich gern übersetzt haben möchte, Herr Larsen!"

„Gerne —" Das Wort erstarb ihm im Mund, als Traß jetzt den Brief aus der Tasche zog — den Brief an Frau Torda Lundfal.

„Was ist Ihnen, Herr Larsen?"

„Woher haben Sie diesen Brief?"

„Ich bat Sie, ihn mir zu übersetzen! — Hier — bitte!" Traß hatte den Briefbogen aus dem Umschlag gezogen und reichte ihn Larsen, der aus flackernden Augen auf das Papier starrte. „Bitte!"

„Aber das ist —"

„Übersetzen Sie!"

Man merkte es Larsen an, wieviel Nervenkraft es ihn kostete, seiner Erregung Herr zu werden. Als er jetzt das Blatt an sich nahm, zitterte seine Hand noch immer.

„Ich möchte Ihnen sagen —“

„Sie sollen übersetzen!“

„Gut. — Wie Sie wünschen! — ‚Werte Frau Lundfal — ich erwarte Sie heute abend auf dem Landweg, der von der Stadt zum Moorhof führt und den Ihnen jeder zeigen wird. Kommen Sie auf alle Fälle, aber nicht vor Eintritt der Dunkelheit.‘ — Und das ist alles.“

„Nein, das ist nicht alles! — Da stehen unter dem Brief noch zwei Buchstaben! — P. L.! — Ich nehme an, daß es die Anfangsbuchstaben Ihres Namens sein sollen!“

„Das nehme ich auch an.“

Traß schob die Hände in die Hosentaschen, aber aus den Augenwinkeln heraus überwachte er jede Bewegung des andern.

„Na, dann ist ja alles in Ordnung! Dann geben Sie also auch zu, daß dieser Brief von Ihnen stammt, daß Sie Frau Lundfal kannten und daß —“

„Ja, ich kannte Frau Lundfal, das stimmt.“

„Von Schweden her, nicht wahr?“

„Allerdings.“

„Und —?“

„Und? — Nichts weiter.“

„Warum schrieben Sie diesen Brief? Warum lockten Sie Frau Lundfal auf das Moor hinaus? Warum erschlugen Sie die Frau? Warum —?!“

„Ich schrieb diesen Brief nicht!“

„Ach, dann war es also Ule?“

„Auch nicht!“

„Aber Ihr Knecht gab diesen Brief doch im Gasthaus ab! Man hat ihn dort wiedererkannt —“

„Den Umschlag vielleicht — denn der stammt auch von mir. Aber diesen Brief schrieb ich nicht!"

„Die Handschrift ist dieselbe wie auf dem Umschlag."

„Ja, sie ist täuschend ähnlich."

„Aber nicht Ihre Handschrift?"

„Das sagte ich Ihnen bereits."

„Gut — das wird ja bei gegebener Gelegenheit ein gerichtlicher Sachverständiger feststellen. — Sie aber können mir jetzt einmal sagen, was der Inhalt des Briefes war, den Sie an Frau Torda Lundfal schrieben."

„Genau das Gegenteil von dem, was in diesem Schreiben steht. Ich warnte Frau Lundfal davor, das Hotel zu verlassen. Ich bat sie, mich im Laufe des nächsten Tages dort zu erwarten —"

„Warum?"

„Das — kann ich Ihnen nicht sagen!"

„Und ich kann Ihnen nicht glauben, Herr Larsen!"

„Das muß ich Ihnen überlassen."

Teufel noch mal, dem Kerl war nicht beizukommen. Diesen Beweisen gegenüber, die jeden andern in die Knie gezwungen hätten, behielt er eine fast übermenschliche Kaltblütigkeit, versuchte, mit immer neuen Winkelzügen und Ausflüchten das Schlimmste abzuwenden. Und wenn man ihn in eine Enge getrieben hatte, verschanzte er sich hinter sein Stillschweigen.

„Sie behaupten also, daß zwar der Briefumschlag von Ihnen stammt, daß Sie aber den einliegenden Brief nicht geschrieben haben? Dann wollen Sie mir vielleicht auch verraten, wie dieser andere Brief in das Kuvert kam!"

„Das kann ich leider nicht."

„Jedenfalls war es doch so, daß Ihr Knecht Ule den Brief von Ihnen erhielt und ihn dann in das Gasthaus brachte, nicht wahr?"

„Das ist schon richtig."

„Dann könnte doch also nur Ule die Briefbogen gegeneinander ausgetauscht haben!“

„Man könnte das annehmen — ja.“

„Dann hat also auch Ule durch den vertauschten Brief Frau Lundfal in das Moor gelockt.“

Nein, diese Annahme war gar nicht so unwahrscheinlich. Wenn Traß an die Begegnung dachte, die er vorgestern abend mit Ule im Moor gehabt hatte, dann mußte er sich eingestehen, daß der Verdacht gegen den Knecht nicht so leicht von der Hand zu weisen war.

„Nur hat die Sache leider einen Haken, Herr Kommissar.“

„Und —?“

„Ule kann kein einziges Wort Schwedisch — und der Brief ist doch in schwedischer Sprache abgefaßt.“

Das stimmte nun allerdings.

„Dann sagen Sie mir jetzt eins, Herr Larsen: Kennen Sie hier in der Gegend noch jemand, der außer Ihnen die schwedische Sprache beherrscht?“

„Woher soll ich das wissen?“

Traß hatte alle Mühe, eine zunehmende und begreifliche Gereiztheit zu unterdrücken. Nicht ein einziges Mal gab sich Larsen auch nur die geringste Blöße.

„So kommen wir nicht weiter! Sprechen Sie doch ehrlich und offen mit mir, wenn Sie wirklich nichts zu fürchten haben, Herr Larsen! Nur Sie selbst sind ja schuld daran, wenn ich dem Verdacht gegen Sie nachgehe —“

„Ich kann Sie ja nicht daran hindern. Und ich kann doch auch nicht mehr tun, als alle Ihre Fragen zu beantworten —“

„Gut — dann werde ich jetzt fragen! — Als ich Ihnen vorgestern nachmittag auf dem Bahnhof von Georgswalde begegnete — warteten Sie da auf Frau Lundfal?“

„Ja — aber ich wartete leider vergebens. Wahrscheinlich war sie schon mit einem frühern Zuge in Georgswalde eingetroffen

und wollte dort nicht erst auf den Kleinbahnanschluß warten. Sie wird sich also wohl von Georgswalde aus ein Mietsauto nach Zaufen genommen haben. So etwas kommt bei unsern schlechten Kleinbahnverbindungen übrigens öfter vor. — Ich hatte ja sogar schon damit gerechnet, daß ich sie verfehlen könnte, und ich habe deshalb auch schon Ule vorher mit dem Brief in das Gasthaus geschickt —"

„Einen Augenblick! Das alles habe ich mir ja schon selbst zusammengereimt. Viel wichtiger ist für mich die Frage, warum Sie Frau Lundfal erwarteten — was Frau Lundfal mit ihrem Besuch hier in Zaufen bezweckte."

„Wie soll ich das wissen? Ich habe ja auch nicht ein einziges Wort mit Frau Lundfal wechseln können."

Natürlich war das wieder eine glatte Lüge. Larsen kannte sehr wohl den Zweck der Reise, die Frau Lundfal von Schweden nach hierher unternommen hatte.

„Noch eine Frage! — In welchem Verhältnis standen Sie früher in Schweden zu Frau Lundfal? — Hatte sie irgend etwas mit jener — — Betrugsaffäre zu tun, durch die Sie in das Gefängnis kamen?"

„Ach, das wissen Sie auch?"

„Oh, ich weiß noch eine ganze Menge, Herr Larsen! — Aber bitte, beantworten Sie mir noch meine Frage! Wie standen Sie früher zu Frau Lundfal?"

„Ich verweigere die Antwort! — Und überhaupt, Herr Kommissar, mache ich Sie darauf aufmerksam, daß ich von jetzt ab keine Frage mehr beantworten werde! Wenn Sie wollen, können Sie mich ja verhaften und dem Untersuchungsrichter vorführen lassen. Nur — der würde auch nicht mehr von mir erfahren."

Larsen hatte ganz ruhig und überlegt gesprochen, aber Traß merkte ihm sehr wohl an, daß er sich im Banne einer ungeheuern Erregung befinden mußte. Sein hageres Gesicht hatte

den letzten Rest von Farbe verloren, seine Zähne nagten unruhig an den blutleeren Lippen. Ob er jetzt wohl sein Spiel verloren gegeben hatte?

Anmerken jedoch ließ er es sich nicht.

„Ich werde mir noch überlegen, was mit Ihnen geschehen soll, Herr Larsen. Jedenfalls erwarte ich von Ihnen, daß Sie ohne meine ausdrückliche Erlaubnis den Moorhof nicht verlassen. Nur unter dieser Bedingung will ich vorläufig von einer Verhaftung absehen —"

Und er wußte selbst nicht so recht, warum er die angedrohte Verhaftung nicht sogleich vornahm. Die Beweise, die jetzt gegen Larsen vorlagen, hätten diesen Schritt völlig gerechtfertigt. Aber vielleicht war da in ihm eine gewisse Unsicherheit, ein Mißtrauen gegen die anscheinend doch so eindeutigen Ergebnisse seiner bisherigen Untersuchung.

„Versprechen Sie mir das?"

„Gewiß, Herr Kommissar. Ich habe nicht die geringste Veranlassung, den Hof im Stich zu lassen — ganz abgesehen davon, daß ich ja doch nicht weit kommen würde."

„Es freut mich, daß Sie so vernünftig sind. Ich wünschte nur, daß Sie endlich Ihr unsinniges Versteckspiel aufgeben und mir alles sagen würden, was Sie über die Zusammenhänge dieser beiden Mordtaten wissen —"

„Über den Mord an Hanni Freidank weiß ich nichts."

„Und über den Mord an Frau Lundsal?"

Ein stummes Achselzucken —

„Na schön, Sie werden ja sehen, wohin Ihre Starrköpfigkeit führt! — Auf Wiedersehen."

Traß ging zur Tür. Dort blieb er stehen, wandte sich noch einmal zu dem Schweden um.

Der stand am Fenster und blickte auf das Moor hinaus. Seine ganze Haltung drückte eine grenzenlose Niedergeschlagenheit aus.

Fast lag es Traß auf der Zunge, die vernichtete Telephon-

leitung zu erwähnen, dann aber besann er sich doch noch eines Bessern. Es war nicht gut, auch noch den letzten Trumpf aus der Hand zu geben. Was hätte er denn damit auch groß erreichen können? Larsen wäre ja doch wieder mit einem Achselzucken darüber hinweggegangen.

„Auf Wiedersehen."

„Auf Wiedersehen, Herr Kommissar." —

Auf dem Weg zur Stadt machte Traß noch rasch einen Abstecher zu dem Weidengebüsch. Dort lag noch immer der Rucksack des Dr. Martens und daneben der Chausseestein, den er enthalten hatte. Nun gut, mochte er liegenbleiben. Den würde niemand wegnehmen. Übrigens war es jetzt Mittagszeit, und Traß spürte in der Magengegend ein höchst menschliches Rühren.

Wenn —

Ja, wenn Larsen der Mörder war, dann war auch Ulles Behauptung von der belauschten Unterredung zwischen Gerhard Asper und Hanni Freidank eine glatte Lüge gewesen, die nur den einen Zweck gehabt haben konnte, den Verdacht von dem Mann im Moor abzuwälzen.

Ob man noch einmal den jungen Asper ins Gebet nahm?

Auf alle Fälle aber erst ordentlich Mittag essen. Herr Spitzler hatte heute beim Frühstück so etwas von einer gefüllten Kalbsbrust angedeutet —

Und auf alle Fälle mußte man auf dem Postamt nachfragen, ob inzwischen ein Telegramm aus Berlin eingetroffen war.

Doch schon als Traß den Dienstraum betrat, schüttelte das ältliche Fräulein hinter dem Schalter den Kopf. Nein, es war nichts angekommen, kein Telegramm, kein Telephonanruf.

Sechstes Kapitel

Tatsächlich, gefüllte Kalbsbrust! Und dazu ein Glas von dem guten Wein von gestern. Ob die Flasche wohl so lange reichen würde, bis Traß mit seinen Ermittlungen hier in Zaufen fertig war?

Als der Kommissar beim Nachtisch angelangt war, erschien Gerhard Asper im Gastzimmer. Schon seine Verlegenheit bewies, daß sein Besuch eigentlich Traß galt und nicht dem Kauf eines Päckchens Zigaretten.

„Ich hätte Sie gern etwas gefragt, Herr Kommissar —"

„Ich Sie auch. Aber bitte, fangen Sie ruhig an!"

„Sie sagten doch gestern, daß Sie ein Haus hier in Zaufen erwerben wollten. War das nun nur so — so eine Finte, oder war Ihre Absicht ernsthaft?"

„Wieso?"

„Ich hätte Ihnen nämlich ein noch besseres Objekt anzubieten als das Haus von Herrn Cornelius. Heute vormittag bekam ich den Verkaufsantrag."

„Nanu, das sieht ja schon bald nach Landflucht aus! — Wer will denn nun schon wieder den gastlichen Mauern von Zaufen den Rücken kehren?"

„Herr Dr. Martens."

Fast hätte Traß einen Kirschkern verschluckt. „Was sagen Sie da? Dr. Martens will sein Haus verkaufen?"

„Ja, er sagte es mir heute vormittag, bevor er mit dem Auto wegfuhr —"

„Wohin?"

„Das weiß ich nicht —"

„Und wer war die Dame, die in seinem Wagen saß?"

„Ich habe keine Dame gesehen —"

„Schon gut, schon gut! — Also Dr. Martens will sein Haus verkaufen! Und dann wahrscheinlich fortziehen von hier?"

„Er deutete so etwas an."

„Hm, hm — Na, dann kommen Sie mal!"

„Wohin bitte?"

„Der Arzt hat mir Bewegung nach dem Essen verordnet. Sie können mich auf meinem Spaziergang ein Stückchen begleiten."

„Gern!"

Trotz des herrlichen Sonnenscheins nahm Traß seinen Sommermantel über den Arm. Dann schlug er, ohne sich weiter um den jungen Asper zu kümmern, der ihm wie ein treuer Hund folgte, den Weg zum Stadtwald ein. Erst als sie den Rundweg erreicht hatten, machte der Kommissar schnaufend halt.

„So, und nun sagen Sie mir mal, warum Sie mir verschwiegen haben, daß Sie an jenem Abend vor Hanni Freidanks Tod eine Aussprache mit dem Mädel hatten."

„Ich —"

„Ja, Sie hatten! Sie wurden dabei beobachtet."

„Aber das ist —"

„— die Wahrheit! Geben Sie es ruhig zu! Leugnen hat ja doch keinen Zweck mehr."

Obwohl Traß ungewöhnlich schroff und bestimmt gesprochen hatte, war er ganz und gar nicht von der Wahrheit seiner Behauptung überzeugt. Wahrscheinlich hatte Ule ihn doch angelogen — aber gerade das wollte er jetzt einwandfrei feststellen. Um so erstaunter war er, als Gerhard Asper verschüchtert den Kopf senkte.

„Wenn Sie es doch wissen —"

„Es ist also wahr?"

„Ja. — Hanni holte mich aus meinem Büro ab — und wir gingen hier ein Stück durch den Wald —"

Traß hatte seine Fäuste fest um die Schultern des jungen Menschen gelegt. Erregt schüttelte er ihn hin und her.

„Und damit kommen Sie jetzt erst heraus?"

„Ich — ich hatte so Angst, daß ich mich verdächtig machen würde! Und hier in der Stadt wurde ja auch schon so viel geredet und geklatscht über die Hanni und mich —"

„Verdächtig haben Sie sich jetzt erst gemacht, mein Lieber! — Sie mußten sich doch sagen, daß eines Tages die Wahrheit herauskommen würde —"

„Ich glaubte, niemand hätte uns gesehen —"

„Hier in dieser Stadt wird man immer gesehen — verlassen Sie sich darauf! Aber nun erzählen Sie einmal! Wie war das also damals gewesen?"

„Wir gingen hier diesen selben Weg entlang — über die Stadt hinaus — oberhalb der Chaussee entlang —"

„Ja, ja — und was war sonst?"

„Hanni machte mir wieder Vorwürfe, daß ich es nicht ernst mit ihr meine — und so. Und ich — ich war sehr ärgerlich über Hannis Eifersucht —"

„War die Eifersucht denn begründet?"

Der junge Asper schwieg verlegen.

„Also ja! — Na, das ist Ihre Sache. — Weiter nun."

„Und dann — sagte ich ihr, daß es aus sein müßte zwischen uns beiden — und —"

„Und?"

„Die Hanni lief fort."

„Und Sie hinterher?"

„Nein —"

„Sie ließen das Mädel also einfach davonlaufen?"

„Was sollte ich denn auch tun?"

„Und im Grunde genommen war es Ihnen ganz lieb so, nicht wahr? — So, und nun zeigen Sie mir mal, wo das vor sich ging, Herr Asper!"

Stumm schritt der junge Mann voran. Traß folgte ihm nachdenklich. Die ganze Geschichte klang nicht unwahrscheinlich. Und daß Gerhard Asper seine Begegnung mit Hanni nach dem Bekanntwerden der Mordtat verschwieg, war dem ganzen haltlosen Charakter dieses jungen Menschen nach nicht weiter verwunderlich.

Oberhalb des Städtchens führte der Fußweg zwischen dem herbstlich gefärbten Mischwald in weitem Bogen herum, bis die Häuser ein ganzes Stück zurücklagen und nur noch das helle

Band der gepflasterten Chaussee weiter unterhalb den Weg begleitete.

Dann blieb Asper stehen. „Hier war es —“

„Und wo lief Hanni Freidank hin?“

Der junge Mann deutete in die Tiefe. „Auf die Chaussee zu. Es war schon recht dunkel. Ich sah nicht mehr, wo sie blieb. — Und da drüben, hier hinter der Chaussee, liegt das Moor —“

„Wo führt eigentlich diese Chaussee hin?“

„Nach Liebenstein, Herr Kommissar.“

Liebenstein? — Wo hatte er den Namen doch schon einmal gehört? — Ach so, gestern abend hatte Henseleit ihn genannt, als sie noch vor dem Postamt gestanden hatten und Dr. Martens' Wagen an ihnen vorübergefahren war.

„Hm, hm, es ist gut, Herr Asper.“

„Und — glauben Sie mir?“

Ohne eine Antwort auf diese Frage zu geben, machte Traß sich daran, quer durch das Unterholz zur Chaussee hinabzuklettern. Ratlos blieb Gerhard Asper auf dem Fußweg zurück.

So — und das hier war nun die Chaussee nach Liebenstein. Von oben her war sie an dieser Stelle kaum zu überblicken. Zuviel Unterholz versperrte die Aussicht.

Die Chaussee nach Liebenstein — von Kastanienbäumen flankiert, zu beiden Seiten von je einer Reihe weißer Chausseesteine eingefaßt.

Und hier an dieser Stelle fehlte ein Stein! Genau so ein Chausseestein, wie Martens ihn heute vormittag im Fluß versenkt hatte — vielleicht sogar derselbe Stein —

*

„Fräulein, ist jetzt vielleicht —?“

„Ein Telegramm — vor zehn Minuten kam es an. Ich wollte gerade zum Gasthaus hinüberschicken und Ihnen Bescheid sagen lassen —“

„Geben Sie her!"

Traß riß es dem ältlichen Fräulein hinter dem Schalterfenster fast aus der Hand, trat rasch hinüber an das einzige Fenster des Dienstraumes.

Das Telegramm! Endlich!

„Kommissar Traß, Zaufen —"

Er riß die Verschlußklappe auf, faltete das Blatt auseinander. Vom Polizeipräsidium!

„Auskunft betreffend Peter Larsen. Während des Krieges in Berlin tätig als Vertreter eines schwedischen Handelshauses. Dann Rückkehr nach Schweden, dort in Boras Angestellter des Bankhauses Lundfal. Vor acht Jahren dort wegen begangener Unterschlagungen zu fünf Jahren Gefängnis verurteilt, nach Verbüßung der Strafe Übersiedlung nach Deutschland. Ankauf des Moorhofs in Zaufen. Weiter nichts bekannt —"

Weiter nichts bekannt? Nun, das genügte immerhin!

In Boras Angestellter des Bankhauses Lundfal —

Wenn der Name Lundfal auch ein zufälliges Zusammentreffen bedeuten konnte — die Tatsache, daß auch die ermordete Frau Torda Lundfal aus Boras stammte, schaltete diese Möglichkeit aus.

Halt, da war ja noch ein Nachsatz in dem Telegramm.

„Erwarten stündlich Auskünfte über Frau Lundfal, die Ihnen sofort zugehen werden. Studtkampf."

Ob diese Auskunft noch von Bedeutung sein konnte? Und wenn — der Inhalt dieses Telegramms war ja schon das letzte Glied in der Kette der Beweise gegen Larsen. Die Beziehungen zwischen ihm und der Ermordeten waren klargelegt.

Larsen war Angestellter des Bankhauses Lundfal gewesen. Wie Traß sich erinnerte, hatte er aus dem Paß der Schwedin ersehen können, daß sie Witwe war. Ihr verstorbener Mann also war der Besitzer des Bankhauses gewesen, in dem Larsen seine Unterschlagungen begangen hatte.

War Frau Lundfal hergekommen, um Larsen zur Rede zu stellen? Hatte sie vielleicht neue Beweise gegen ihn gefunden, die ihn noch stärker belasteten? War sie vielleicht dem Verbleib des unterschlagenen Geldes auf die Spur gekommen und wollte von Larsen die Rückerstattung der Summe verlangen?

Eine Unmenge neuer Möglichkeiten bot sich dar. Ob man jemals den einzig wahren Grund aller dieser Geschehnisse herausfinden würde, war zweifelhaft — aber fest stand, daß jetzt das Beweismaterial gegen Larsen stark genug war, um auch den letzten Zweifel über seine Schuld an Frau Lundfals Ermordung zu beseitigen.

Mit dem Mord an Hanni Freidank war das ja nun eine ganz andere Sache —

Sollte man nicht lieber Henseleit mitnehmen? — Ach was, Larsen sah nicht so aus, als ob er es darauf ankommen lassen würde, Widerstand zu leisten, wenn das Spiel für ihn verloren war.

Und zum drittenmal an diesem Tag legte Traß den Weg ins Moor zurück.

Tot und verlassen lag der Hof in der erstickenden Glut der Nachmittagssonne. Aber die offene Tür verriet Traß, daß er doch jemand im Haus antreffen würde.

Er trat in die Tür, räusperte sich: „Hallo!"

Nebenan im Zimmer wurde ein Stuhl gerückt, jedoch dauerte es noch einige Augenblicke, bis Larsen auf der Schwelle erschien.

„Ach, Sie sind es, Herr Kommissar?" Seine Frage klang nicht weiter erstaunt.

„Ja, ich bin so frei! Sie müssen die Störung schon entschuldigen, Herr Larsen. — Ich darf doch näher treten?"

„Bitte sehr!"

Irgend etwas in dem Zimmer war anders als vorhin. Es dauerte eine kleine Weile, bis Traß es herausgefunden hatte.

Es roch hier — wonach? So süßlich, so — fast hätte man

glauben können, daß Larsen ein Parfüm benutzte. Aber das war natürlich glatter Unsinn. Und übrigens völlig gleichgültig.

Mit gekreuzten Armen stellte sich Traß in der Nähe der Tür an die Wand. Larsen setzte sich auf die Fensterbank. Fest und forschend waren seine Augen auf den Kommissar gerichtet.

„Und was verschafft mir wieder die Ehre Ihres Besuches?"

Aber Traß zeigte nicht die geringste Neigung, auf den spielerisch ironischen Ton des andern einzugehen.

„Lassen Sie doch diese Komödie, Herr Larsen! Das ist jetzt doch zwecklos. Die Dinge haben einen Verlauf genommen, der mich zum Handeln zwingt. — Sie waren also Angestellter des Hauses Lundfal in Boras?"

Der Schwede hatte sein Gesicht halb zu Boden gesenkt. Trotzdem entging es dem Kommissar nicht, wie es wetterleuchtend über die Züge des Mannes huschte.

„Ja oder nein?"

„Ja. — Ich war dort Buchhalter."

„Und warum sagten Sie mir das nicht gleich?"

„Ich konnte ja nicht wissen, daß es Sie so sehr interessieren würde."

„Ihre Ausflüchte werden immer dürftiger, mein Lieber! Ich darf wohl annehmen, daß Sie das Spiel jetzt verloren geben! — Gestehen Sie ein, daß Sie Frau Lundfal ermordeten?"

„Nein!"

„Ich bewundere Ihre Starrköpfigkeit."

„Es bestand kein Grund dafür, daß ich Frau Lundfal nach dem Leben trachten sollte."

„So? — Und daß Sie im Bankhaus Lundfal Unterschlagungen begingen? Daß Sie sich dann, nachdem man Sie aus dem Gefängnis entlassen hatte, hier in der Einsamkeit dieses Moors vergruben? Daß dann Frau Lundfal Ihren Schlupfwinkel ausfindig machte und hierherkam, um Sie zur Rechenschaft zu ziehen?"

„Das sind Vermutungen!“

„Das sind Beweise! Es steht fest, daß Sie die Unterschlagungen begingen! Umsonst hat man Sie nicht zu fünf Jahren Gefängnis verurteilt, mein Lieber!“

„Sie werden mir doch nicht glauben, wenn ich Ihnen sage, daß ich unschuldig verurteilt wurde, daß ich niemals nur das Schwarze unter dem Fingernagel veruntreut habe —“

„Nein, das glaube ich Ihnen allerdings nicht! — Woher hatten Sie denn das Geld, um den Moorhof zu kaufen, he?“

Larsen antwortete nicht.

„Na also! — Ich denke, Sie sind jetzt vernünftig und legen ein Geständnis ab —“

„Ich habe nichts zu gestehen! Begreifen Sie doch! Ich bin unschuldig an Frau Lundfals Tod —“

„Sie haben die Frau ermordet! — Und wenn Sie es nicht selbst taten, dann geschah es auf Ihre Veranlassung! Ule ist Ihnen sicher ein williger Knecht gewesen —“

„Ule hat mit der Sache ebensowenig zu tun wie —“

„Dann waren Sie es! Sie sind der Mörder —“

„Ja!“

Beide Männer hoben gleichzeitig den Kopf, als eine harte, schneidende Mädchenstimme dieses entscheidende Wort in die immer heftiger werdende Auseinandersetzung warf.

In der niedrigen Brettertür, die zum Nebenraum führte, stand Lena Martens.

Jetzt wußte Traß auch, woher der Parfümgeruch gekommen war. Sicherlich war das Mädchen schon vor seinem Erscheinen hier gewesen, Larsen hatte sie nebenan verborgen, und so war sie Zeugin der furchtbaren Anklage geworden.

Und nun stand sie auf der Schwelle —

„Ja — du bist der Mörder, Peter! Jetzt, wo ich die ganzen Zusammenhänge erfahren habe — deine Vergangenheit als Betrüger, deine Beziehung zu Frau Lundfal — jetzt

wage selbst ich nicht mehr an deiner Schuld zu zweifeln! Dein Briefwechsel mit Torda Lundfal — alles nur, um die Frau hierherzulocken! Deine nächtlichen Wanderungen im Moor —"

„Lena — ich bitte dich —"

„Laß mich, ja?!"

„Du weißt ja nicht, was du da sprichst —"

„Das weiß ich nur zu gut! Ich —"

„Lena, du beurteilst alles ganz falsch —"

„O nein, das war einmal! — Früher, da war ich eifersüchtig auf deinen Briefwechsel mit Frau Lundfal — auf die Briefe, die du mir nie zeigen wolltest. — Wäre doch nur meine Eifersucht begründet gewesen! — Eine Freundschaft von früher her, dachte ich! Statt dessen aber ein ganz gemein ausgeklügelter Mordplan —"

Larsen war am Ende seiner Selbstbeherrschung. Er sprang von der Fensterbank, stand mit zwei, drei Sätzen neben dem Mädchen und packte es am Arm.

„Du sollst ruhig sein!"

„Ich sage nur die Wahrheit!"

„Von der warst du nie weiter entfernt als jetzt —"

„Du sollst mich loslassen, hörst du?!"

Traß mischte sich nicht ein. Bei diesem Aufeinanderprall der erregten Temperamente war er der kühl berechnende Beobachter. Nur seine rechte Hand hatte er in die Hosentasche gesteckt, wo er den Dienstrevolver bei sich trug.

„Du sollst mich loslassen, Peter! — Es fehlte ja nur noch, daß du dich an mir vergreifst — Mörder!"

Die ganze grenzenlose Enttäuschung ihrer betrogenen Liebe klang aus diesem einen Wort — „Mörder!"

Larsen prallte zurück, ließ ihren Arm fahren. „Und das sagst du mir — gerade du, die mich doch besser kennen sollte —"

Und dann ging alles so schnell, daß Kommissar Traß keine Gelegenheit fand, einzuschreiten. Lena war auf die Tür zu-

geeilt, hatte sie aufgerissen. Ihre flüchtenden Schritte verhallten auf den Fliesen des Flurs. Dann fiel die Haustür schwer ins Schloß.

Inmitten des kahlen Zimmers stand Larsen, die Schultern vorgeneigt, den Kopf gesenkt. Seine schwieligen Hände waren zu Fäusten geballt. Als er dann mit einem jähen Ruck den Kopf wieder hob und Traß anblickte, waren seine Augen blutunterlaufen.

„Wissen Sie, Herr Kommissar —" Und seine Stimme klang heiser und brüchig. — „Wissen Sie, jetzt begreife ich, daß man zum — Mörder werden kann!"

„Lena Martens?"

„Nein, Sie!" Überstürzt brach es aus ihm heraus — kaum daß ein Wort vor dem andern Platz fand. „Sie! — Mit meinen Händen könnte ich Sie erwürgen! Das Letzte haben Sie mir jetzt genommen — das einzige bißchen Glück! Fremd und einsam wie ein Ausgestoßener habe ich mich hier in dieser Einöde vergraben müssen! Nur ein einziger Mensch hat zu mir gehalten — und den haben Sie mir jetzt genommen! Sie! — Nicht genug, daß Sie mich zum Mörder stempelten —"

„Das haben Sie selbst getan!" unterbrach Traß den maßlos Erregten. „Und auf Sie fallen alle Folgen Ihres Tuns zurück! — Ich mache Sie darauf aufmerksam, daß ich heute Ihr Haus unter polizeiliche Bewachung stellen lassen werde. Morgen hoffe ich den Verhaftungsbefehl hier zu haben — und was dann geschehen wird, können Sie sich ja wohl denken!"

Jäh war die furchtbare Erregung des Schweden einer ebenso großen Niedergeschlagenheit gewichen. Vielleicht erkannte er die Bedeutung der Worte, die der Kommissar soeben gesprochen hatte?

Gebrochen ließ er sich auf einen Schemel fallen, stützte die Arme auf den Tisch und legte den Kopf auf die Hände. Seine breiten Schultern bebten.

Weinte er? Oder setzte er nur eine ausgeklügelte Komödie fort? Traß wartete — er wußte selbst nicht, worauf. Irgendwo in der Herzgeggend verspürte er einen leichten Stich. Selten hatte er einen Mann weinen sehen — und noch nie einen so starken Mann wie Peter Larsen.

Herrgott, sollte er sich doch zusammenreißen! Sollte er sich doch verantworten, sein Verbrechen eingestehen — oder seine Unschuld nachweisen, wenn er dazu in der Lage war!

Traß machte ein paar ziellose Schritte durch das Zimmer. Vor dem Schrank blieb er stehen. Da steckte ja der Schlüssel im Schloß —

Larsen saß ihm abgewandt. Er schien sich überhaupt nicht um den Kommissar zu kümmern.

Man brauchte nur den Schlüssel umzudrehen — nein, selbst einmal das war nicht nötig. Der Schrank war gar nicht abgeschlossen. Vorsichtig zog Traß die Tür auf.

Da stand im Mittelfach das Telephon, ein alter Apparat, billigstes Material. Die Verbindungsdrähte waren von dem Kabel abgetrennt und traten mit ihren Enden am Apparat hervor.

Daneben befand sich ein Trockenelement, das wahrscheinlich dazu gedient hatte, die Alarmglocke in Betrieb zu setzen.

Schade nur, daß jetzt nicht mehr festzustellen war, mit welchem andern Apparat dieses Telephon in Verbindung gestanden hatte —

Traß hielt die freien Drahtenden in den Fingern. Gleichsam spielerisch näherte er zwei Drähte den beiden Polen des elektrischen Elements. Nichts — Er versuchte es mit zwei andern Drähten, versuchte es abermals —

Ein schrilles Läutesignal erklang, und im gleichen Augenblick wußte Kommissar Traß, wo er ein ähnliches Klingeln schon einmal gehört hatte.

Peter Larsen war herumgefahren. Erschrocken stierte er auf

den geöffneten Schrank und begriff erst einen Augenblick später, was da geschehen war.

„Ach so —"

„Wollen Sie mir nicht sagen, Herr Larsen, mit wem Sie gestern abend telephonierten?" Und fast machte es den Eindruck, als habe Traß das nur gefragt, um überhaupt etwas zu sagen. Mit seinen Gedanken war er ganz woanders. Das Läutesignal — durch einen reinen Zufall hatte er es in Betrieb gesetzt. Hatte nur ausprobieren wollen, ob nicht doch noch vielleicht irgendeine Verbindung bestand — und da hatte plötzlich die Alarmklingel geläutet. Natürlich konnte alles nur ein zufälliges Zusammentreffen sein, aber —

Überraschend schnell hatte der Schwede seine Ruhe zurückgewonnen. Wie ein verstohlenes Lächeln zuckte es jetzt sogar um seine Mundwinkel.

„Also doch —"

„Wie meinen Sie?"

„Ich ahnte ja, daß Sie mich gestern abend belauscht hatten!"

„Sagen Sie lieber: Ule hat es Ihnen verraten, nicht wahr? Er beobachtete mich. — Und deshalb vernichteten Sie in der Nacht die Leitung vom Moorhof nach der Stadt!"

„Ja!"

„Wo endete diese Leitung?"

„Wenn Sie das erfahren dürften, hätte ich ja erst gar nicht die Leitung zu vernichten brauchen —"

Plötzlich trat Traß auf den Schweden zu, legte ihm schwer die Hände auf die knochigen Schultern.

„Ich möchte jetzt Ihre Gedanken lesen können, Herr Larsen? Dann würde ich nicht so im Nebel herumtappen, wie ich es tue! Dann würde ich wenigstens wissen, ob Sie es waren — oder was Sie sonst mit Ihrer gefährlichen Komödie bezwecken! Dann würde ich — Herrgott, Mann, so kommen Sie doch endlich mit der Wahrheit heraus!"

„Geben Sie sich keine Mühe, Herr Kommissar —“

„Sie sind doch kein Narr, Larsen! Sie sind doch ein Mensch, der seine Lage beurteilen kann! Sehen Sie denn nicht ein, wie hoffnungslos Ihre Sache steht? — Wenn Sie irgend etwas zu Ihrer Entlastung wissen — sagen Sie es, ehe es zu spät ist! — Und wenn Sie es waren, dann seien Sie doch Manns genug, die Folgen Ihrer Tat auf sich zu nehmen.“

„Erwarten Sie im Ernst von mir, daß ich Ihnen Ihre Aufgabe so sehr erleichtere? Ich müßte ein schlechter Spieler sein, wenn ich die Partie so schnell aufgeben würde —“

„Es gibt Augenblicke, wo ein Spieler erkennen muß, daß die Karten gegen ihn sind!“

„Mag sein, Herr Kommissar — aber der Augenblick ist für mich noch lange nicht gekommen!“

„Soll ich das als ein — ein verkapptes Eingeständnis betrachten?“

Traß kämpfte wie ein Verzweifelter. Seine Worte waren die Waffen, mit denen er den andern zu verwunden suchte. Aber warum er so verbissen diesen zwecklosen Kampf fortsetzte — das wußte er selbst nicht.

Oder doch! Vielleicht war da in ihm — ganz tief im verborgensten Innern — eine Stimme, die gefühlsmäßig gegen alle zerschmetternden Beweise für die Unschuld Larsens sprach. Vielleicht war da eine gewisse Sympathie für diesen sonderbaren Mann — mehr noch, eine heimliche Überzeugung, daß jener unmöglich ein feiger Mörder gewesen sein konnte.

Und wenn er am Tode Torda Lundfals die Schuld trug, dann mußten ganz andere Zusammenhänge dazu geführt haben — Zusammenhänge, die nur Larsen kannte und die Traß ihm jetzt vergebens zu entlocken suchte.

Erst nach einer kleinen Weile antwortete der Schwede mit müder, zerbrochener Stimme: „Ich wäre Ihnen dankbar, wenn Sie mich jetzt allein lassen würden, Herr Kommissar.“

Herrgott, dieser Mensch war wie der Nebel, in dem er lebte. Man mochte gegen ihn angehen — mit Worten, mit Fäusten — nirgends fand man Widerstand. Man fühlte wohl deutlich, wie er zurückwich — aber dann war er auch schon im nächsten Augenblick wieder an seinem alten Platz. Wie die Nebelwände, die rings um das Moor standen und seine Geheimnisse schützten.

„So. — Also gut. Wie Sie meinen!" Wieder schritt Traß zu dem Schrank hinüber, warf die Tür krachend zu. „Ich gehe jetzt, Herr Larsen — wenn ich wiederkomme, wird es in Begleitung des Landjägers Henseleit sein. Sie können sich ja wohl denken, was dann geschehen wird!"

„Ich kann es nicht verhindern. Jetzt ist ja doch alles so gleichgültig — seitdem Lena von mir gegangen ist —"

„Das könnte doch alles noch einmal gut werden, wenn —"

„Nein! Ich kenne Lena Martens zu gut. Die findet nie wieder den Weg zu mir zurück."

Warum nicht? Weil die furchtbare Bluttat zwischen ihr und Peter Larsen stand?

*

Werner Traß schlug den Weg zum Städtchen ein, den sandigen Landweg, von dem er jetzt schon jedes Meter kannte. Dort war die Brücke über den toten Flußarm, dort der Pfuhl mit dem Schilfgürtel —

Dieser Larsen! Dieser Larsen!

Na schön, er hatte es eben nicht anders gewollt. Es blieb nichts weiter übrig, als zur Post zu gehen und ein Telegramm aufzugeben: „Erbitte dringend Haftbefehl gegen Peter Larsen — wegen Mordes an Frau Lundfal —"

Aber war Peter Larsen wirklich ein Mörder?

Diese Ungewißheit! Nebel überall, überall nur ein Schritt ins Ziellose. Vielleicht war überhaupt nur diese dunstige, unklare Atmosphäre des Nebels über Moor und Stadt daran schuld, daß man keinen Entschluß zu fassen wagte. —

Auf einmal stand Lena Martens mitten auf dem Weg.

„Haben Sie auf mich gewartet?"

„Ja."

„Nun — bitte."

Ohne auch nur einen Augenblick lang innezuhalten, schritt Traß weiter und überließ es Lena Martens, mit ihm gleichen Schritt zu halten. Heimlich von der Seite her aber umfaßte er sie mit einem prüfenden Blick, um sich zum erstenmal ein genaueres Bild von diesem sonderbaren Mädchen zu machen.

Ein auffallend schmales Gesicht, hart und herb wie das Moor, mit Augen, die so grau waren wie der Nebel, von fast allzu schlanker Gestalt und bei jedem Schritt, mit jeder Bewegung eine verhaltene Kraft verratend. Ihre Hände waren ungepflegt und von der Sonne verbrannt.

Das also war die Frau, die in Peter Larsens Leben alles bedeutet hatte und die heute mit einem einzigen Wort ihr Schicksal von seinem Geschick getrennt hatte.

Mörder — hatte sie ihn genannt.

„Sie haben vorhin Peter Larsen einen Mörder genannt, Fräulein Martens. Haben Sie Beweise dafür?" Denn Lena Martens war ein Mensch, bei dem man geradeswegs ohne Phrasen auf das Ziel zusteuern konnte. Solche Menschen waren selten.

„Deswegen möchte ich mit Ihnen sprechen, Herr Kommissar —"

„Haben Sie Beweise?"

„Nein."

„Aber warum sagten Sie dann vorhin —?"

„Sie werden mich nicht begreifen können!"

„Ich muß viel begreifen, Fräulein Martens!"

„Ich — ich wollte Peter Larsen zwingen, sich zu verteidigen! Ich wollte ihn dazu zwingen, endlich seine Geheimniskrämerei aufzugeben! — Ich — mein Gott, ich weiß ja selbst nicht, warum ich es tat!"

Sie brach nicht in Schluchzen aus. Ihre Stimme klang kaum verändert. Und doch erriet Traß, welche unerträgliche Erregung sie in schmerzlichem Bann hielt.

„Dann glauben Sie also fest an Larsens Unschuld?"

„Ich habe im Ernst nie daran gezweifelt! — Und wenn auch alles gegen ihn spricht —"

„Es spricht sehr viel gegen ihn, das darf ich Ihnen nicht verhehlen. Nicht zuletzt wird er durch Ihre eigenen Worte belastet — Sein Briefwechsel mit Frau Lundfal."

„Peter wird Ihnen den Grund dafür nennen können!"

„Bisher hat er es leider nicht getan, und ich zweifle daran, daß er es jemals freiwillig tun wird."

„Aber warum? — Warum?" Und jetzt zum erstenmal ließ Lena Martens die Maske gleichgültiger Zurückhaltung fallen. Sie blieb stehen, verkrampfte angstvoll die Hände ineinander. „Warum nur?"

„Da fragen Sie mich zuviel. Was er Ihnen verheimlicht hat, wird er mir nicht verraten."

„Aber — bitte, sagen Sie mir nur das eine: halten Sie denn Peter Larsen für Torda Lundfals Mörder?"

Ja, jetzt war die Maske gefallen. Die blasse Angst kam darunter zum Vorschein — aber warum diese Angst? Bestand da in Lena doch noch ein Zweifel an Larsens Unschuld?

„Halten Sie ihn für einen Mörder, Herr Kommissar?"

„Die Beweise gegen ihn —"

„Aber sagt Ihnen denn Ihr Gefühl nicht —?"

„Liebes Fräulein Martens — mit den Gefühlen ist es so eine Sache. Unsereiner hat sich daran gewöhnt, nach den Tatsachen zu urteilen — und die sprechen gegen Peter Larsen."

„Wird er — wird er verhaftet werden?"

Werner Traß überhörte diese Frage. Aber er hatte sich doch nicht getäuscht in seiner Annahme: Lena Martens ging geradeswegs auf ihr Ziel los.

„Sie dürfen ihn nicht verhaften, Herr Kommissar! Seine Unschuld muß sich ja herausstellen! — Warten Sie doch noch so lange —"

„Fräulein Martens — wenn wir Polizisten immer nach diesem Grundsatz handeln würden, gäben wir ja damit den Verbrechern die schönste Gelegenheit, sich in Sicherheit zu bringen —"

„Peter Larsen ist kein Verbrecher!"

„Das weiß ich nicht — und das wissen Sie nicht! Aber ich weiß, daß er allein die Lösung des Rätsels geben kann —"

„So begreifen Sie doch — er kann kein Verbrecher sein!"

„Sind Sie wirklich so fest davon überzeugt, Fräulein Martens? — Sagen Sie mir ehrlich: hatte vorhin Ihr Verhalten Larsen gegenüber nur den Zweck, ihm sein Geheimnis zu entreißen — oder war nicht auch ein heimlicher Zweifel bei alledem?"

Lena Martens hatte den letzten Rest ihrer Selbstsicherheit verloren. Mit einem hilflosen Achselzucken senkte sie den Blick zu Boden, um nicht den forschenden Augen des Kommissars standhalten zu müssen. „Ich habe ihn doch so lieb —"

„Sehen Sie — und deshalb können Sie auch gar nicht über Peter Larsen urteilen — weder im Guten noch im Schlechten. Liebe macht ungerecht, Fräulein Martens."

Sie waren dort angelangt, wo der Landweg über die Gleise der Kleinbahn in die Hauptstraße des Städtchens mündete. Wenige Schritte weiter stand Landjäger Henseleit und wies einen Radfahrer zurecht.

Hastig streckte Traß dem Mädchen die Hand hin.

„Ich muß mich jetzt leider verabschieden. Vielleicht spreche ich nachher noch einmal bei Ihnen vor. — Wissen Sie übrigens, wann Ihr Bruder nach Hause kommt?"

„Er fuhr heute früh mit dem Auto nach Georgswalde —"

„Aha — also nach Georgswalde. Wahrscheinlich will er dort schon alles für den Umzug vorbereiten —"

„Für den Umzug? — Ich verstehe nicht —"

„Nun, soviel ich gehört habe, will er doch das Haus verkaufen!"

„Das muß ein Irrtum sein, Herr Kommissar."

„Vermutlich! Vermutlich! — Auf Wiedersehen, Fräulein Martens!"

Also Lena wußte nichts von dem beabsichtigten Hausverkauf! Ohne sie davon in Kenntnis zu setzen, hatte ihr Bruder den jungen Asper mit dem Geschäft betraut!

Na ja, das war nach allem nicht weiter verwunderlich —

„Hallo, Herr Henseleit!"

„Herr Kommissar?" Der Landjäger grüßte dienstlich.

„Ich habe einen Auftrag für Sie! — Wenn Sie sich frei machen können, gehen Sie nachher bei Dunkelwerden zum Moorhof und halten sich dort in der Nähe auf —"

„Ich kann gleich gehen —"

„Nein, erst bei Dunkelwerden. Vorher ist es nicht nötig. — Ja, und dann achten Sie darauf, daß Larsen den Hof unter keinen Umständen verläßt!"

„Aber wenn er es doch tut — soll ich ihn daran hindern, Herr Kommissar?"

„Ja — oder das heißt, nein. Folgen Sie Larsen möglichst unauffällig und sagen Sie mir dann so schnell wie möglich, wohin er sich begeben hat, verstanden? Sie werden mich im Gasthof antreffen. — Wiedersehen, Herr Henseleit!"

*

Nun war also der Würfel gefallen. Es blieb nichts anderes übrig. Larsen hatte es selbst so gewollt!

Abermals betrat Traß den Schalterraum des Postamts und schritt sogleich auf das Schreibpult zu, neben dem ein Block mit Telegrammformularen an der Wand hing.

Mit seiner etwas krakeligen Handschrift warf Traß die Worte auf das Formular.

„Polizeipräsidium Berlin. Erbitte umgehend Übersendung eines Haftbefehls für Peter Larsen. Traß."

Morgen konnte er die Vollmacht in Händen haben. Morgen war das Spiel für Larsen zu Ende — war es eigentlich jetzt schon, wenn es der Schwede auch nicht wahr haben wollte. Er war eben ein hartnäckiger Spieler, dieser Larsen. Aber es kam ja darauf an, wer die bessern Karten in der Hand hatte — und der Haftbefehl war entschieden das Trumpf-Aß in diesem Spiel.

„Hier — dieses Telegramm muß sofort abgehen, Fräulein."

„Jawohl, sofort! — Da ist übrigens vorhin ein Telegramm für Sie angekommen, Herr Kommissar. Ich hatte gerade meine Nachmittagspause, und der alte Zabel, der mich dann immer vertritt, hat das Telegramm in den Gasthof gebracht. Ich konnte wirklich nichts dafür —"

„Ja, ja —"

Traß hörte schon nicht mehr zu, so schnell war er noch nie die Steinstufen vor dem Postamt hinabgeeilt, dann durch die Straße, den Vorgarten des Gasthofs, und dann —

„Das Telegramm?"

Herr Spitzler brachte es aus den Tiefen seines Gehrockes zum Vorschein. „Bitte sehr, Herr Kommissar. Und — was darf ich Ihnen zum Abendbrot bringen —?"

„Egal, meinetwegen junge Hunde mit Schoten!"

„Aber —"

„Nachher, nachher, wenn es durchaus sein muß!"

Dieser Herr Spitzler konnte einen schon nervös machen. Überhaupt konnte man es hier mit der Nervosität bekommen, trotzdem doch eigentlich das Gegenteil beabsichtigt gewesen war, als man vorgestern den Zug nach Zaufen bestiegen hatte.

Das Telegramm —

Wieder vom Berliner Polizeipräsidium, wieder mit der Unterschrift des Kriminalrats Studtkampf.

„Auskunft betreffend Frau Torda Lundfal, geborene Jörnson. Heiratete vor zehn Jahren den Bankier Hilmar Lundfal aus Boras. Zwei Jahre später verunglückte Hilmar Lundfal bei Bootsausflug in den Schären, als sein Bankhaus vor dem Ruin stand. Schwedische Polizei nimmt Selbstmord an. Leiche wurde nicht gefunden. Frau Torda Lundfal lebte von Vermögensresten bis jetzt in Boras, soll zu Lebzeiten Jhres Mannes sehr anspruchsvoll gewesen sein. Man bringe sie mit dem Ruin des Bankhauses Lundfal in Verbindung. Polizeilicherseits nichts Nachteiliges über sie bekannt. Grund ihrer Reise nach Deutschland unbekannt. Studtkampf."

Eine lange Depesche — und doch war in ihr nur ein einziges Wort von ungeheurer Bedeutung — konnte es jedenfalls sein. Konnte der Schüssel für alle diese Rätsel sein, konnte —

Traß verspürte ein nervöses Kribbeln in den Fingerspitzen. Es war, wie wenn von diesem Telegramm, das er in der Hand hielt, ein elektrischer Strom ausging.

Himmelherrgott — wenn das möglich wäre?

Nein, nein, das war natürlich eine phantastische Mutmaßung. Ein zufälliges Zusammentreffen. Und Unsinn war es, dem Bedeutung beizumessen. Aber —

Wie ein Feuerwerk war es im Schädel des Kommissars. Grelle Lichter zuckten auf und blendeten ihn —

„Wie wäre es denn mit einem ordentlichen Rührei für heute abend, Herr Kommissar Traß?"

Der Teufel sollte Herrn Spitzler mitsamt seinem ordentlichen Rührei holen!

„Einen Kaffee bitte! Bohnenkaffee!"

„Wir haben nur Bohnenkaffee, Herr Kommissar —"

„Gut, gut —"

Man mußte versuchen, sich Gewißheit zu verschaffen. Aber das war leichter gesagt als getan.

Woher Gewißheit?

Vielleicht war alles nur Zeitvergeudung, und inzwischen ging der Richtige durch die Lappen!

Das heißt, Henseleit war ja im Moor und paßte auf. Da konnte man die Gelegenheit benutzen.

„Wo bleibt der Kaffee?"

In gekränktem Schweigen setzte Herr Spitzler die Tasse vor Traß auf den Tisch und verzog sich wieder in die Regionen der Küche.

Und das war auch besser so. Man mußte Ruhe haben, mußte überlegen.

Halt, eins nach dem andern!

„Joseph!"

Dreimal mußte Traß rufen, ehe der Hausdiener in dem Gastzimmer erschien, eine brennende Zigarette schamhaft hinter dem breiten Rücken verbergend.

„Lassen Sie sich nicht stören. Rauchen Sie ruhig weiter. Hier haben Sie eine Mark. Kaufen Sie sich meinetwegen dafür Zigaretten für unterwegs. Ja, Sie müssen jetzt nämlich mal zum Moor hinüber. Da ist doch gleich neben der Brücke rechts der Flußarm, nicht wahr?"

„Ja, den kenne ich, Herr —"

„Und da ist dicht am Fluß ein Weidengebüsch, und in diesem Busch liegt ein Rucksack und — ja, ein Chausseestein —"

„Ein Chausseestein?"

„Ja, ja! Den bringen Sie mir her! Und den Rucksack auch, verstanden? Aber ein bißchen plötzlich! Sie sollen noch eine Mark haben, wenn Sie das so schnell als möglich erledigen!"

Joseph stürmte aus dem Zimmer. So schnell hatte er noch nie in seinem Leben zwei Mark verdient.

Und Traß schlürfte genießerisch seinen Kaffee, zog das

Zigarrenetui hervor. Ein bißchen blauer Dunst konnte jetzt ganz nützlich sein. Zwar hatte er sich vorgenommen, während seines Urlaubs so wenig wie möglich zu rauchen, aber jetzt war er ja nicht mehr im Urlaub.

Also wie war das doch gleich gewesen —?

Nachdenklich trommelte er mit dem Kaffeelöffel auf der Depesche herum, die vor ihm auf dem Tisch lag.

Hilmar Lundfal — verunglückte bei Bootsausflug in den Schären — Leiche wurde nicht gefunden —

Halt! Wo hatte er doch gleich —? Ach so, in der rechten Brusttasche steckte er ja, der Brief, den Frau Torda Lundfal zurückgelassen hatte — und den Peter Larsen nicht geschrieben haben wollte. Und was hatte Herr Spitzler doch gleich von der Auffindung dieses Schreibens zu berichten gewußt?

Herrgott, das paßte eins ins andere — paßte fast zu gut! Wenn es nun doch stimmte, was er bisher für eine Ausgeburt seiner allzu erhitzten Phantasie gehalten hatte? —

Und dann kam Joseph mit dem Rucksack und dem Chausseestein.

„Sie können mir die Sachen gleich auf mein Zimmer bringen!"

Josephs Lächeln verriet nur zu deutlich die wenig schmeichelhafte Meinung, die er von einem Chausseesteine sammelnden Kriminalkommissar hatte. Aber was tat man nicht alles für zwei Mark!

Traß folgte ihm die enge Treppe hinauf, drückte ihm die verheißene Belohnung in die schwielige Rechte und schob ihn dann aus dem Zimmer.

Ja, das war der Stein, den Dr. Martens am Vormittag in dem Fluß hatte verschwinden lassen wollen. Da waren die beiden Streifen, die in so auffälligem Tiefblau schimmerten, da waren die verstreuten braunen Flecke —

Donnerwetter noch mal, wer hatte denn da zu klopfen? Eine Unverschämtheit, einen jetzt zu stören!

„Herein!"

Landjäger Henseleit schob sich über die Schwelle, grüßte und lächelte geheimnisvoll.

„Na was ist denn?“

„Der Larsen —“

Richtig, der Larsen! An den hatte Traß im Augenblick gar nicht mehr gedacht.

„Ja?“

„Kaum hatte ich beim Moorhof hinter einer Weide Posten gefaßt, als er aus dem Haus kam —“

„Und?“

„Quer durch das Moor ging er auf die Stadt zu, ich immer hinter ihm. Dann ging gerade die Sonne unter und die Nebel kamen. Aber ich sah doch noch, wo der Larsen blieb —“

„Also bitte schön —?“

„Ich glaube, er kletterte bei Dr. Martens über den Zaun! Der Garten von Dr. Martens grenzt doch an das Moor —“

Henseleit sprach noch weiter, aber Traß achtete kaum darauf. Also bei Dr. Martens über den Zaun! Das allerdings warf das Gebäude seiner Gedanken wie ein Kartenhaus über den Haufen.

Ein wenig schwerfällig erhob sich Traß von seinem Stuhl, packte den Chausseestein und schob ihn in den Rucksack.

„Kommen Sie, Henseleit, wir haben keine Zeit zu verlieren.“

„Und das da —?“ Der Landjäger blickte auf den schwer gefüllten Rucksack — „Wollen Sie das mitnehmen, Herr Kommissar?“

„Ja, ich muß schon. Zum Vergnügen tue ich es wirklich nicht.“

„Darf ich dann vielleicht den Rucksack tragen?“

„Das wäre sehr nett von Ihnen. Warten Sie, ich helfe Ihnen. So! Und nun los! Schnell, schnell!“

Mit einemmal war die Müdigkeit, die ihn soeben noch gelähmt hatte, von Traß abgefallen. Eine fieberhafte Unruhe beherrschte ihn, ein einziger Gedanke trieb ihn vorwärts.

(Fortsetzung folgt)



Im Khaiberpaß

Der Händler vom Khaiberpaß

Erzählung von Werner Benndorff

An der Ecke einer breitern Gasse, von der ein enger Schlupfwinkel seitwärts abführte, spielte im Lehm des Bodens ein Kind, ein unheimlich schwarzes Kind, das Allan Reed stets schon an die dunkeln Völker Afghanistans erinnert hatte. Es war ein Kind, wie es nur in Afghanistan, in den wilden Bergen oder allenfalls im geheimnisträchtigen südindischen Wald, vielleicht auf Ceylon, hätte aufwachsen können. Aber dort unten im Süden begannen bereits Gegenden, die Allan nicht kannte. Das Kind spielte mit Lehm. Seine zottigen Haare hingen ihm ins Gesicht, und Allan sah es jedesmal, wenn er sich aufgemacht hatte, über den Khaiber zu gehen. Dann, wenn er das Kind spielen sah, wußte er, daß er in Peschawar angekommen war und daß er in wenigen Stunden das fremde dunkle Land betreten konnte. An dem Wachsen des Kindes

stellte Allan Reed das Dahinschreiten der Zeit fest. Vor vier Jahren hatte es die Mutter an der Brust gesäugt, und schon damals hatten des Kindes schwarze Kugelaugen den Weg zu Allans Gesicht gefunden und ihn angeschaut, als seine schwere Eselkarawane vorbeizog.

Allan hatte auch diesmal wieder vierzig Maultiere und zehn berittene indische Treiber. Er selbst ritt ein vorzügliches Tscherkessenpferd. Allan Reed war der einzige Händler, der regelmäßig seit mehrern Jahren den Khaiber passierte und ungefährdet an seinen Bestimmungsort gelangte. Ihm war noch nie etwas geschehen, nie hatte ihn eine Kugel getroffen, nie war auf ihn angelegt worden, obwohl im Khaiberpaß mehr als hunderttausend Gebeine umherliegen, die übriggeblieben sind von den Schießübungen der Mohmands und der Bunerwals. Allan Reed hatte eine indische Mutter und einen englischen Vater gehabt. Eine solche Mischung war selten, und die meisten Menschen in der Nordwestprovinz kannten wohl nur Allan Reed als Mischling. Ein solcher Bastard aber, in dem sich diese beiden vorzüglichen Rassen treffen, konnte nur ein besonders erfolgreicher Händler werden, ein Händler ohne jede Bedenken, weil ihm das Gewissen und die Rücksicht — sogar der eigenen Person gegenüber — fehlt.

Die wertvollsten Gegenstände, die verräterischsten Lasten gelangten an ihr Ziel, wenn sie in Allan Reeds Karawane mitgeführt wurden. Zwar waren seine Gebühren unerhört, bedenkenlos schlug er auf, und man munkelte, daß er den Bunerwals so viel zu geben habe, aber die Lasten kamen sicher an, und darum weigerte sich keiner, die unerhörten Beförderungskosten zu bezahlen. Jedoch gab Allan Reed den Bunerwals keine Rupie. Er bestach nicht schon deshalb, weil ihn selbst eine Bestechung einige Gelder kostete, keinesfalls aus Ehrenhaftigkeit oder Sauberkeit, sondern lediglich aus Geschäftstüchtigkeit. Er verdiente sogar noch an den Bunerwals; er verdiente

überhaupt an allen, und dieses Verdienen war sein Geheimnis. Vielleicht war es ebenso das Geheimnis seiner sonderbaren Mischung.

Man sah ihm nicht an, ob er nun Inder oder Engländer war, und wenn er seinen Namen genannt hatte, gleichsam um sich vorzustellen, konnte es geschehen, daß sein Gegenüber noch verwirrter wurde und tatsächlich nicht wußte, ob er einen lebenden Menschen von Fleisch und Blut vor sich hatte. Das Äußere hatte Allan Reed fast ganz und gar von seiner Mutter geerbt, eine gewisse Durchsichtigkeit des Körpers, schlanker, zierlicher Wuchs, kleine Gliedmaßen und ein über alle Maßen feines Gesicht, in dem ein dünner schwarzer Bart sorgsam Wache hielt. Aber mit diesem Gesicht begannen die Verwirrungen. Die Haut war hellbraun, der Bart tiefschwarz und ebenso das Haupthaar, aber die Augen leuchteten blau wie Stahl, und die Nase prangte dick, klobig und rot. Allan Reed war beileibe nicht schön, aber er hatte sehr viel Macht über die Menschen — wohl durch die Mischung seines Blutes und die Bedenkenlosigkeit, mit der er diese Vorteile der Mischung nutzte.

Diesmal gab Allan Reed beim Grenzoberst an, daß er auf seinen vierzig Eseln nichts anderes als eine lächerliche Salzlast transportiere, die in Kandahar erwartet werde.

Die Esel standen vor dem Gebäude der Grenzwache, dem höchsten Haus in Peschawar und dem einzigen, das aus wirklichen Mauern bestand. Allan hatte sich auf die Veranda begeben, wo der Grenzoberst in der Mittagshitze auf einem Liegestuhl ausgestreckt lag. Seit Jahren war Allan Reed nahezu der einzige, dem es gestattet war, die Peschawaer Grenze durch den Khaiberpaß ohne jeden Widerstand der Behörden zu überqueren. Was an diesem Tag, an dem das Kind etwa vier Jahre alt sein mochte, mit dem Grenzoberst geschehen war, konnte sich Allan Reed nicht ausdenken. Vielleicht hatte er

schlecht geschlafen, oder ihn hatte nach so langer Zeit nun endlich doch das erregende Fieber gepackt. Aber der Oberst sah durchaus nicht aus, als hätte er Fieber. Er sah ganz vernünftig, unheimlich klar sogar sah er aus. Allan Reed stand vor einem Rätsel und gleichsam vor einem Stacheldrahtzaun, den die kurzen, aber bestimmten Worte des Obersten aufgerichtet hatten: „Sie dürfen heute nicht hinüber."

Allan fragte nach dem Grund, obwohl er sich der Aussichtslosigkeit sogleich bewußt war. Er fragte eigentlich nur, um den Oberst seine Rede halten zu lassen, während der er überlegen konnte. Und Allan hatte richtig gerechnet. Der Oberst ließ seine Rede vom Stapel, die nachgerade eine Berühmtheit im ganzen Norden Indiens geworden war.

„Wir hier an der Grenze sind sehr engherzig, werden Sie sagen. Mein Gott, das sind wir auch. Und wir haben unsere bestimmten Gründe. Gehen Sie nach dem Lunch um die Nordecke der Stadtmauer. Dort finden Sie ein weites Feld, auf dem stehen 9563 Kreuze. Unter jedem Kreuz liegt ein Engländer, erschlagen am 17. August 1915. Der Vizekönig gab damals einigen Herren aus Afghanistan die Erlaubnis, den Markt in Peschawar zu besuchen — wir hatten unsere Bedenken, denn die Herren waren Mohmands. Der Vizekönig siegte, und wir hatten 9563 Tote. Seit diesem Tag haben wir unsere eigenen Ansichten und Gesetze, die uns niemand verübeln wird."

Während der Zeit hatte Allan überlegt, was zu tun war. Er bat sich Bedenkzeit von einem Tag aus. In diesen vierundzwanzig Stunden hatte er längst die Grenze überschritten. Ihm war nicht bange vor den Mohmands, und wenn ihrer Tausende den Khaiberpaß bevölkern sollten. Warum hätten die Mohmands weniger umgänglich sein sollen als die Bunerwals? Allan konnte keinen Grund finden.

Und doch begann mit diesem Augenblick des Entschlusses,



Der Eingang des Khaiberpasses
Nach einem Holzstich

die Grenze heimlich und gegen den Willen der englischen Grenzwache zu überschreiten, sein eigentliches Unglück, obwohl es keiner für wahr erachtet hätte, der Allan Reed auch nur ein wenig kannte.

Einige Mohmands hatten ihn in Peschawar beobachtet. Zu diesen gehörte der Vater des Kindes, das mit Lehm spielte. Die Mohmands hatten erfahren, daß sich unter den harmlosen Salzlasten eine andere mit sehr wertvollen ungefaßten Edelsteinen befand. Wenn sie es nicht auf die Edelsteine abgesehen hätten, wären sie keine afghanischen Bergbewohner gewesen.

Indessen hatte Allan Reed den Khaiber erreicht und hatte die Grenze schon überschritten, das heißt, er befand sich in der neutralen Zone zwischen den beiden Grenzen, die sich einige Kilometer lang durch den Khaiberpaß dehnt. Da schlossen sich seiner Karawane plötzlich vier Lanzenreiter der britischen Nordwestdivision an. Auch sie wußten etwas von der gefährdeten wertvollen Last und waren unangemeldet aufgetaucht, vielleicht auf Befehl des Grenzobersten, der indessen von dem heimlichen Grenzübertritt beunruhigt war, jedoch Allan Reed gut genug kannte, um nicht zu versuchen, ihn zurückzubefehlen. Mit Recht vermutete jedermann die wertvollen Steine in einem Ballen, der viel kleiner war als die übrigen, jedoch das gleiche Gewicht hatte. Aber alle diese Vermutungen entbehrten einer sichern Grundlage, da Allan Reed keinem einzigen auch nur eine Andeutung über eine gewisse Last von Edelsteinen gemacht hatte.

Der Paß hatte seine Karawane aufgenommen. Und nun waren diese Menschen mitten in dem sonderbaren Bereich des sagenumwobenen Khaiberpasses. Hier hörte die Moral der Menschen auf. Hier begann das Gebiet aller Möglichkeiten, das Bereich der Geister und Dämonen.

Und darum konnte die Bedenkenlosigkeit Allans allein an

diesem Paß, in der Dunkelheit seiner Wände zugrunde gehen. Sein Leben wurde abgeschnürt.

Gegen den Abend des ersten Tages verließ er die Karawane, die es sich in der Nähe eines Khans behaglich gemacht und ein Feuer entfacht hatte, um einige fünf Minuten in die Berge emporzusteigen in eine Siedlung der Bunerwals, eine ihrer Töchter zu besuchen, was er nie versäumte, wenn er durch den Paß gezogen kam. Diese Tochter der Bunerwals war von wunderbarer wilder Schönheit, aber schwarz und finster, unberechenbar und giftig. Allan Reed hatte als Mischling ohnehin längst den Instinkt der Rasse verloren, vielleicht hatte er ihn nie gekannt. Ein Engländer hätte sich nie mit einem solchen Mädchen eingelassen.

Als Allan Reed wieder zu seiner Karawane herabkam, waren sowohl Männer als auch Esel noch vollzählig versammelt. Eine Stunde später fehlten jedoch bereits drei Esel und ein Mann. Im Lauf der Nacht verschwand immer mehr, ohne daß das aufmerksamste Ohr etwas vernahm. Schließlich war Allan mit einem der Lanzenreiter und zwei Eseln allein. Einer der Esel trug die verräterische kleine Last.

Der Morgen graute, und die beiden brachen noch in der Dämmerung auf. Es war ein geschicktes Manöver. In weiten Abständen folgten kleine Gruppen der Karawane. Die Tochter der Bunerwals hatte Allan Reed einen Plan zugeflüstert. Überall tönten Schüsse, bellten kurz auf in dem breiten Tal, ihr Echo rollte die Wände entlang und verklang. Viele Schüsse verfolgten die beiden ersten Reiter. Das bedeutete, daß die Mohmands mit ihnen zu reden begonnen hatten und ihnen ein ernstes Wort zu sagen gedachten. Da tauchten vor und hinter den beiden Mohmands aus dem Boden auf, bei hellichtem Tag. Aber sie waren hinter Felsbrocken gut gedeckt gewesen. Sie nahmen Allan Reed den Esel mit der kleinen schweren Last ab und zogen ihm zwei schwere goldene Ringe vom Finger.

Kaum waren die Räuber mit ihrer Beute verschwunden, sagte der Lanzenreiter zu Allan Reed: „Ich hole es wieder." Da erst konnte man bemerken, daß die beiden die Gewänder getauscht hatten. Und nun ritt ein Lanzenreiter, unter dessen Maske sich ein gerissener Kaufmann verbarg, hinauf auf den Talhang. Rasch trieb er mit ein paar dünnen Pfiffen, die das Echo weithin trug, seine Karawane zusammen. Kurz darauf stand er vor den Mohmands. Er hielt sie an und verlangte seine Habe zurück. Die Räuber grinsten nur. Da gab Allan Reed den Mohmands mit wichtiger Miene einen Wink. Er erzählte ihnen von einer kleinen Fürstenresidenz, in der sie viele Edelsteine fangen könnten. Das war ein Verrat, der ihn selbst nichts kostete und rasch wieder in den Besitz seines Esels und seiner Ringe brachte.

Zum Erstaunen der Mohmands, die in ihm noch immer einen einfachen Lanzenreiter der Nordwestdivision vermuteten, schnallte er die Last des Esels von dessen Rücken und warf sie in einen Abgrund. Dann lachte er die verblüfften Gesichter seiner Feinde aus, denn sie hatten Ziegelsteine geraubt.

Aber auch die Mohmands waren schlau, gewitzigt durch beständige Kämpfe an der Grenze. Aus dem Tal tönten Schüsse herauf.

Allan Reed schaute von oben dem Gefecht zu. Er blieb untätig. Die afghanische Grenze war nahe, und es gab noch einige, die ebenfalls dem Gefecht zuschauten, die afghanischen Grenzbeamten. Es dauerte auch nicht lange, bis die Mohmands die Übermacht hatten. Die wenigen Karawanentreiber lagen in ihrem Blut, und Allan Reed mußte zusehen, wie fremde Menschen sein Eigentum durchsuchten. Seine krankhafte Habgier, seine Leidenschaft in allem, was seinen Besitz anging, brandeten in ihm auf und verlangten Rache.Dann faßte er sich Mut, sprang auf sein Pferd, stellte sich auf einen hervorspringenden Zahn des Berges, bis ihn eine Kugel von unten traf, die sein Pferd zum Stürzen brachte.

Mit diesem Schuß hatte Allan Reed alles verloren, was ihm im Leben lieb und wert war, alles, wonach er getrachtet und was ihm wichtig erschienen war. Er stürzte hinab. Reichtum, Glück, Gut — alles war dahin, vernichtet von klügerer Räuberhand. Er selbst lebte noch, unbeweglich blieb er liegen, Blut floß heftig unterhalb der Schulter. Blätter drängte er in die Wunde. Später, als die Mohmands abgeritten waren, fand Allan Reed mühsam noch einen Esel. Knickend in den Knien schleppte er sich zu ihm. Er biß die Zähne aufeinander, hauchte stöhnend und röchelnd auf dem Grautier.

So ritt er über die afghanische Grenze, die er nicht wieder überquert hat. Gleichsam durch einen Spalt war er dem Tod entronnen. Aber als er es sich überlegte, fand er, daß er genügend Geld zusammengebracht hatte, um sorgenlos leben zu können. Er setzte Fett an in Kandahar. Und wie er ehedem bedenkenlos habgierig und geizig war, so ist er heute darauf bedacht, alles zu verbrauchen, was er sein eigen nennt. Ja, jeden Tag sind zehn Bettler Gäste in seinem Haus.



Die Aquatinta-Radierungen zu dieser Novelle von Manfred Schneider
„Die Flucht des Li Tai Po“ schuf der Stuttgarter Künstler
Robertheinrich Nachbauer



Irgendwo
Liegt Li Tai Po
Am Strom im Grab,
Es ist die Maulwurfskugel
In der Ebene Grün.

Und ruhen heute
Seine Gebeine —
Einst erzitterte
Unter und über ihm
Erde und Himmel.

Hier und immer
Starb arm ein Dichter —
Der Reichste ging von uns.

Po Tschü I.

In einer Sommernacht, so voll Gesangs aus Lüften und Sternen, so voll blauen Lichtes und quellenden Duftes, daß die Götter zur Erde stiegen und die Neidgeister sich verkrochen, trank Li Tai Po in blumenbefrachtetem Boot, auf Kissen gelehnt, mit den Freunden Wein aus goldenem Becher. Der Kahn hing im körperlosen Spiegel der unbewegten, fast wie ein See abgeschlossenen Meeresbucht, darunter Nachtfernen versanken. Bunte Lampen schwebten über den Häuptern der Zecher und unter dem bald ruhenden, bald von zögernden Ruderschlägen geführten Boot.

Li Tai Po zerbrach die Mauer seines langen Schweigens. Die Wellen in seiner Stimme waren kaum stärker als die der träumenden See: „Ihr fragt mich, Freunde, warum ich bei euch bin.

Alt und müd bin ich von euch gegangen, als der Sohn des Himmels mich rief. Seine Paläste, Meilen überdachend, wurden mein Haus. Er gab mir den Reichtum seiner Feste zu schlürfen, hat mich in seine Gewänder gekleidet, ich habe mich an seinen kostbarsten Weinen berauscht. Wundergärten öffneten sich mir und kühle Haine, in die gebettet ich in der Stille der Götter schwebte. Aus versteckten Pforten ließ ich mich in den Wirbel der Stadt gleiten, deren fremde Geräusche dem in sich Versunkenen tiefe Einsamkeit sind.

Da wurde ich wieder leicht und sorglos, wie ein Dichter leicht

und sorglos sein muß, um Wasser, Bäume und Winde zu Brüdern zu haben, der Menschen seltsame Wege ausgebreitet zu schauen und des eigenen Herzblutes dunkles Rauschen zu deuten.

Vieler Mädchen und Frauen Blicke glitten über mich. Aber ich sah die Zeit der Liebe jenseits eines breiten Flusses, den ich mühselig durchfahren hatte, sah Luftgestalten hinter dem Raum einer auslöschenden Dämmerung. So ließ mich die Freiheit des Einsamen, ließ mich die Müdigkeit des Alters alle Frauen des Hofes als ein Wesen sehen, als Trägerinnen einer gemeinsamen Seele, wechselnde Gestaltungen eines Leibes. Alle lächelten das gleiche Lächeln, wiegten sich in einem Takt, spendeten denselben Duft. Und Seele, Leib, Lächeln, Duft waren mir ganz fern.

Da kam eine Nacht wie diese. Durch die Gärten der kaiserlichen Burg schäumte ein Fest. Alle Farben des Tages und der Nacht sangen aus einem Sternhimmel von Lampen und aus dem lebenden Teppich der Gewänder. Darüber legte sich milchiges Mondlicht als das Maschenwerk eines fließenden Netzes, das alles dürstende Spiel in Heimlichkeit verband. Musik schwamm auf den Lüften, untermischt mit schweren Wohlgerüchen.

Da streifte mich die kühle Hand eines Mädchens. Als ich ihren Blick in mich aufnahm, fand ich darin ein neues Licht.

Ihre Schönheit schritt neben mir, eine sanfte Fackel, als ich aus dem Fest in schattende Verborgenheit glitt. Zitternd empfing ich die Liebkosungen ihrer Arme, das Schmiegen ihrer Brüste, den Duft ihrer Haare.

Tag um Tag verbargen wir uns hinter den Schlinggewächsen dichter Heimlichkeit. Der Stolz über die kühnen Wagnisse unserer List trug jede Stunde zu den Wolken. Des Mädchens immer neu sich gebärende Frische strömte breit in mich über, daß sich mir Adern und Seele mit Jugend füllten.

Lieder sangen sich mir zu wie Kampfrosse wild, wie stille Teiche traurig, wie Mittagslicht hell rufend, wie Herbstblumen

verdämmernd. Neu war ich geöffnet, neu empfing ich die Stimmen der Götter.

Sie war der Quell, aus dem mein Dichten strömte, sie war das Gefäß, in das ich es goß. Wenn ich ihr meine Verse sang, fühlte ich ihre Seele mitschwingen, als sei sie mit denselben Saiten bespannt wie die meine.

Monde gingen hin.

Die Liebe begann mich betäubend zu umfangen, als wäre ich schlafwandelnd die sanften Ufer eines Sees hinabgeschritten und stünde bis an die Brust im warmen schmeichelnden Wasser, über dem schwüler Himmel liegt.

Es kam der Tag, an dem ich, der Ruhe überdrüssig, Gewitter ersehnte. — Du lächelst Thu-fuh, mein Freund. — Nur im Wechsel, in der Wandlung war je meine Freiheit. Doch lange schauten keine Sturmwolken über den Rand des Himmels.

Da zündete der Funke des Verstandes in die Schwüle.

Ich sah mir aus des Mädchens Augen kein Bild mehr entgegenglänzen, das nicht zuvor in mir selbst eingebrochen war, erkannte in dem Gott, der mich aus ihr begnadete, meine eigene Gestalt. Und ich sah sie von meinen Versen getragen als von fremder Musik, fern dem Grund meiner Gesichte. Was mir erschlossen war, schien auch ihr erschlossen; was mich Geheimnis dünkte, daran vermochte auch sie nicht zu rühren. Sie war der Spiegel, den ich mir vorhielt. Mich selbst hatte ich in ihr geliebt.

Da wurde ich mir zum Gelächter und floh.

Greift zu den Bechern. Trinkt mit mir, Freunde!"

Und die Freunde tranken mit ihm, daß der Klang der Becher über das Wasser klirrte. Ein Wind erhob sich, trug das Klirren weiter und mischte es mit dem Rascheln der Uferbüsche.

Li Tai Po sank zurück in die Kissen. Und die Freunde wurden wieder seiner grauen Haare und seiner müden Haut gewahr. Er aber blickte um sich und sah Götter, die ihm gelauscht hatten,

lächeln und winken. Er sah auch, daß von allen Freunden nur Thu-fuh seiner Seele nahe war, die Gedanken der andern aber ferne weilten. Da achtete er ihrer nicht mehr und redete zu Thu-fuh: „Ich bin müde der Paläste, der Gärten, der Feste, und müde der Menschen. Meine Liebe zu den Menschendingen ist gestorben. Aber ich bin nicht müde des Lebens mit Wasser und Wolken, Wind und Bäumen, die meine Brüder sind. Ich will in die Berge gehen als Einsiedler."

Die Zechgenossen redeten ein Wort, den Dichter bei den Menschen festzuhalten. Er hörte sie nicht. Nur Thu-fuh schwieg. Dieses Schweigen hörte Li Tai Po.

Dann hieß er sie alle stille sein und lauschte auf die Nacht. Nach einer Zeit sprach er die Verse vom Alter, das die Nachtluft durch die Uferbüsche streichen hört und die Blässe der Gräser fühlt und dem die vom Mond geworfenen Schatten sind wie die Dinge und Menschen, für die er gelebt hat.

Nun war ihm, als ob er die ganze Nacht auf sich trüge, er allein. Und groß wie die Last war seine Einsamkeit. Schauder und Grauen vor der Leere der Unendlichkeit würgten ihn.

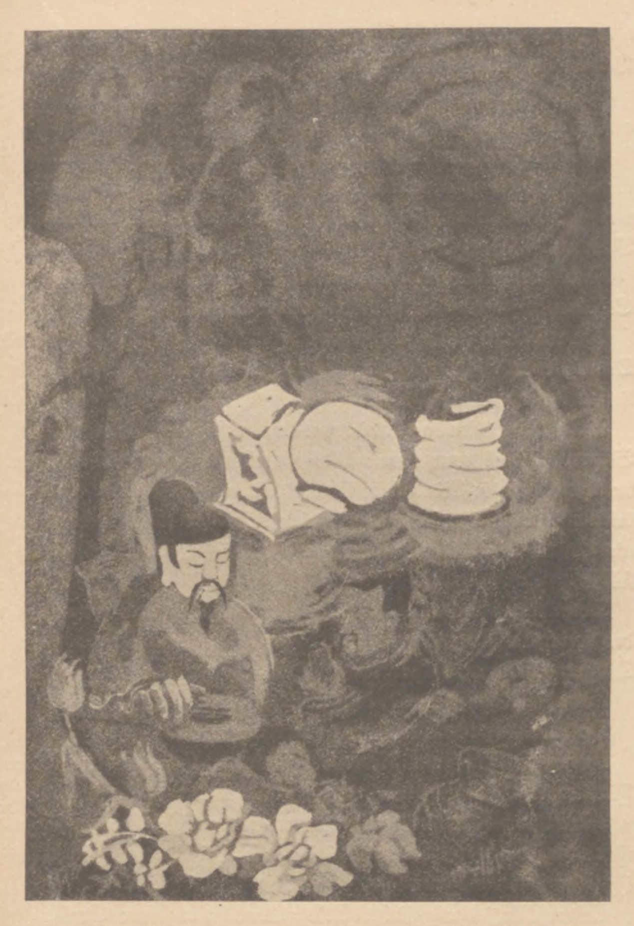
Da wandte er sich wieder an die Freunde, schenkte ihnen selbst den edelsten Wein, der in einem Winkel des Bootes verborgen in silbernem Krug ruhte, und bat sie, bis zum Morgen mit ihm zu zechen.

*

Die Freunde wurden müde und trunken und schliefen ein. Nur Thu-fuh, der Dichter, wachte mit Li Tai Po.

Sie ruderten leise weiter, ohne Ziel. Li Tai Po sprach bei jedem neuen Becher neue Verse, die in der Nacht verklangen und ins Wasser sanken, ohne daß ein Pinsel sie niederschrieb.

Als die Nacht weiterkreiste, sahen die beiden Freunde den Mond sich verfinstern. Wie eine Kugel aus trübem Gold hing er im dunkeln Blau, in düsterm Feuer schwelend. Sein Spiegel-



Dann hieß er sie alle stille sein und lauschte auf die Nacht ...

bild im Wasser war wie das einer gelben Papierlampe. Die Sterne brannten heller.

So ward ihnen der Mond zum Schatten. Sie warteten darauf, daß er ganz erlösche.

Aber langsam wurde die Trübung weggehaucht, und das weiße Silber glänzte und lockte von neuem. Im Kahn aufgerichtet warfen Li Tai Po und Thu-fuh ihre Mondschatten auf die am Boden Schlafenden.

Nun lenkten sie das Boot ans Ufer, banden es fest, ohne die Schläfer zu wecken, und bestiegen eine andere Barke.

Sie ruderten stark, bis sie das Ufer weit hinter sich hatten. Dann hielten sie inne, legten sich auf den Boden des Kahnes und ließen sich von den Wellen treiben.

Li Tai Po fühlte das Land, von dem er sich gelöst hatte, Gras, Bäume, Hügel, war ihnen stärker verbunden, als wenn er sie berührte, sah die Eidechse huschen, die Raupe am Halm emporkriechen, den Käfer über die Steine eilen. Er fühlte das Land als Stätte seiner Geburt, eine geliebte Hülle, einen Teil seiner selbst.

Dann trug ihn das stille Plätschern des Wassers, die Musik des freier als Erde wogenden Stoffes und machte ihn über den Dingen schweben, näher den Gestirnen.

Er vergaß den Freund, dünkte sich allein.

Da fühlte er die Berührung einer Seele.

Über ihm, auf dem Rand des Bootes, saß eine Frau: die Fürstin, die für ihre Liebe zu ihm hatte sterben müssen.

Alles brach über ihn herein, was unter den Menschen zwischen ihnen geschehen war. Die Rätsel von Schuld und Schicksal öffneten ihren Abgrund.

Er umschloß das geliebte Bild zitternd mit seiner Seele.

„Die Sterne rufen nach dir", läuteten ihre Worte über ihn hin; „Blick an den Himmel, du Sternkundiger, und du begreifst, weshalb die menschlichen Dinge dir locker und die Menschen



Li Tai Po fühlte das Land, von dem er sich gelöst hatte . . .

zu Schatten werden. Der Planet Yen-tschung, der über deine Geburt gebot, ist in das Zeichen der Schlange eingetreten, darin dir einst die Sonne aufging. Der Mond steht im Himmelsfeld des Todes gegen die Sonne und rührt an den roten Kriegsplaneten, der das Erdenleben mäht wie eine Sichel. Du wirst zu einem andern Stern aufsteigen. Yen-tschung wird der Ort deines neuen Daseins sein."

„Werde ich dich dort finden?" fragte seine Seele.

„Ja, doch anders als du jetzt fassen kannst."

Die Gestalt verschwand, in Licht sich lösend.

Thu-fuh sah die Erscheinung, ihr Kommen und Schwinden. „Laß uns an die Rückkehr denken", sprach er nach einer Zeit, „der Vollmond steht tief, im Osten glänzt der Morgenstern."

Aber sosehr sich beide mühten — der Kahn kam dem Ufer nicht näher. Über die Wellen schritten Götter, winkten und lächelten.

Da zogen die Dichter abermals die Ruder ein. Li Tai Po sang eine Hymne, die wie Schöpfungssturm brauste und mit ihrem Licht hinter die Schleier des Werdens leuchtete.

Singend schaute er den fahlgelben Stern Yen-tschung, sah ihn wachsen und wachsen, sah ihn sich entgegensinken. Aufrecht stand er in einer weißen Muschel, fühlte sich gehoben, getragen, aufwärts stürzen.

Die Stille der Unendlichkeit war um ihn.

Dann gewaltiges Dröhnen, das Orgeln der Weltmusik.

Der Stern wurde zur ungeheuern Kugel, um die ein milder Flammenring kreiste. Und als ihn die Bahn des Planeten in sich sog, ward er verwandelt in ein neues, irdischen Sinnen unfaßbares Dasein.

*

Als Li Tai Pos Körper leblos zurücksank, sah auch Thu-fuh die Muschel schweben und steigen, sah sie getragen von vier schimmernden Delphinen. Ringsum schäumten Wogen hoch;



Von tiefen Schauern angerührt, goß Thu-fuh drei Becher Weines als Totenspende ins Meer ...

donnerndes Rauschen tönte aus der Höhe. Dann war alles so still wie zuvor.

Von tiefen Schauern angerührt, goß er drei Becher Weines als Totenspende ins Meer.

Dann griff er zu den Rudern und erreichte schnell das Ufer. Die Zecher schliefen in ihrem Kahn.

Thu-fuh führte den Leichnam des Freundes zur Bestattung. Seine Augen, in dieser Nacht sehend geworden, blieben von nun an geöffnet.

*

Wer über jene Meeresbucht fährt, wird von der Schönheit der ins Wasser gesunkenen Verse erfüllt; ohne es zu wissen fühlt er Glück, dessen Herkunft er nicht kennt. Wer die Formen des Geistes zu schauen verstünde, dem klänge dort des Dichters ewige Sprache ins Ohr. Denn alles Geistgeborene ist unvergänglich, bis sich das Weltgebäude wandelt und mit ihm der Geist.



BIBLIOTHEK DES WISSENS

LEITSPRÜCHE:

Was das mit den Erfindungen ist? Man findet sie nicht, sondern sie finden uns.

Aus dem „Wandsbecker Boten"
von Matthias Claudius (1783)

Eines ist den Erfindern allen gemeinsam, ob sie nun Deutsche sind oder Engländer, Franzosen oder Amerikaner: sie bauen an einer neuen Welt, der Maschinenwelt, an unserer Welt von heute. Und sie gehen den Weg einer geheimnisvollen Sendung unbeirrt, bis zum bittern Ende.

Friedrich Lorenz
Zu unserem Beitrag: „Die ersten Maschinenstürmer"



Das Grab des Mingkaisers Yunghoh,
neben dem noch zwölf seiner Nachfolger am Ende der Geisterallee begraben liegen. (Sämtliche Fotos: Foto-Expreß)



Den Anfang der seltsamen Prozessionsstraße bildet ein fünfteiliges Marmortor

CHINESISCHE KAISERGRÄBER

Von Hermann Consten

Mit neun Abbildungen

Es rauscht durch die starre Todesnacht! Ein Singen und Locken erklingt in den dreizehn kaiserlichen Grabburgen der Mingnekropole. Irgendwo am Rand, auf zinnengekrönter Wehr fidelt der Tod die Ballade von Menschen ohne Rast und Ruh, von Männern in Macht und Bann, von ihrem tötenden Haß und ihrer Herzensqual, von ihrer Gier und dem Groll, von erschlaffendem Genuß und klingendem Gold, von Liebe, die durch pulsende Adern gerollt, von kaiserlichen Frauen, der Liebe geweiht, denen der Spielmann Tod ihr letztes Glück zerstreut, von Frauenkörpern zart und gebrechlich, nun tot, in deren Tiefen einst wilde Gluten ge-



Nach dem fünfteiligen Eingangstor flankieren zwei große Marmorobelisken die einsame Totenstraße

loht. Ein böses Lied, das Lied vom Werden und Verderben! Asiatisch, feuerdurchloht, verklungen in ewigen Fernen. Der düstern Mauern Schweigen ist nun stumm wie der Tod. Blätter fallen! Schwarze Nachtschatten liegen dicht neben dem Mondglast, der wie flüssiges Silber fließt und das Trümmerfeld der namenlosen Konkubinengräber, „die Senkgruben", in einen purpurnen See verwandelt. Nur säulenartige, stumpfe Erdhügel zeigen die Stelle an, wo die Teerosen des Ostens für und mit dem Kaiser der gelben Erde verwelken, sterben mußten. Namenlos! — Ihre Namen sind verweht wie gelbe Rosenblätter im tobenden Mongolensturm. Und dennoch ruht unter diesen Erdhügeln ein Heer von purpurnen Träumen, von Lieben und Leben, von Sehnsucht nach dem Sohne und zur kaiserlichen Macht.

Alles atmet hier den Schlummer der Nacht. Sterbende Lagerfeuer schwelen. Ihr Rauch umzieht die Marmorterrasse trüb und matt und zerfließt um das „Tor der erhabenen

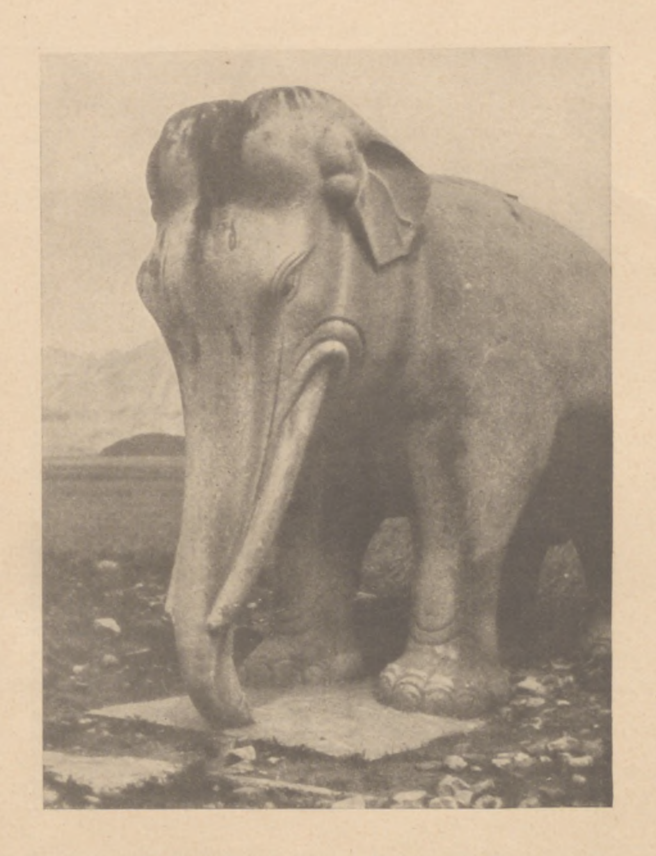




Statuen von Löwen, Elefanten, Kamelen, den mächtigsten Tieren des Landes, halten zu beiden Seiten der Geisterallee Totenwacht

Personen“: in der Grabburg des großen Mingkaisers Tscheng Tsu. Schattenhafte Fledermäuse zucken zickzackig lautlos über die schwelenden Feuer, huschen ruhelos durch den Mondglast, Schatten zwischen Schatten. Nur unsere Ponys stampfen und schnauben. „Satteln!“ — Pferdehufe klappern über Marmorfliesen. Ihr Klippklapp weckt die Wache. Wir selber heben die Torbalken ab. Knirschend öffnet sich der Torflügel. Die Wache fährt hoch. Sie glotzt uns dumm und verschlafen nach, als wir durch die Mondnacht davonreiten. Hinüber will ich reiten zum Ssöling, dem Grabe der Konkubine ersten Ranges, Tien. Es liegt dort drüben auf halbem Wege gen Nankow, wo im schwebenden Dunst der vom strahlenden Mond erhellten Welt, wie eine schuppige Riesenschlange, die zinnengekrönte große Mauer über die Berggipfel kriecht. Dort im „Ssöling“ fand der letzte Nordkaiser aus dem chinesischen Herrscherhaus der Ming mit seiner todesmutigen Kaiserin das Asylrecht der Toten.

Mühselige Stunde für Tier und Mensch! Wir reiten auf hochgeböschte Feldstege, durch tiefe enge Schluchtwege, durch trockene Bäche und Flußarme mit ihrem rundgeschliffenen Steingerinnsel, unter tiefschattende hundertjährige Baumgruppen, quer durch die heilige Nekropole der Ming gen Südwesten zum Ssöling hin. Beim Pavillon der Stele springe ich aus dem Sattel. Wir lockern die Sattelgurten. Auf drachengeschmücktem Marmorsockel steht die prachtvolle, von dem Mandschukaiser Che-Tsu 1659 nach Christus errichtete Marmorstele. Aus schwarzem Grund leuchtet mir die Inschrift, die das unglückselige Schicksal des letzten Mingkaisers berichtet, entgegen. Unter den Hufen unserer geführten Ponys knacken und splittern die Bruchstücke abgestürzter gelber kaiserlicher Dach- und Mauerziegel. In einem kleinen schmucklosen Hof werfen einige Bäume bizarre Dunkelschatten. Wir stehen vor der Tempelhalle, die die Seelentafel birgt. Schlicht und dürftig liegt der Tempel, ohne Marmorterrasse, in gleicher Höhe mit dem von glasierten Ziegelbrocken übersäten Hof. Durch drei



Der Elefant in der Geisterallee.
Einer der riesigen Steinelefanten, die nun schon jahrhundertelang als Zeugen gewaltiger chinesischer Tierplastik trotz Sturm, Sonne, Schnee und Regen die Zeiten überdauern



Die Statue eines Militärmandarins,
der dem toten Mingkaiser sehr nahestand, hält vor dem Grabe die Ehrenwacht



Als Podeste des riesigen Tores halten am Eingang der Geister-allee zweiundzwanzig Drachen und zwölf Fabeltiere in Marmor die Totenwache gegen die Einflüsse der Außenwelt

zerbrochene Türen und zwei zerfetzte Fenster leuchtet schamvoll die heimliche Helligkeit der Mondnacht. Sie hellt durch die Lücken des eingestürzten Daches, zuckt über die Trümmer des westlichen Giebels, umspielt die Baumsäulen, die die Reste der verfallenen einfachen Pracht kaum noch stützen und tragen können. Auf dem rot lackierten Holzaltar liegen zwischen den kleinen hölzernen Seelentafeln die Brocken des gelben kaiserlichen Ziegeldaches. Wir klettern über Trümmer und Schutt durch zwei mauergetrennte Höfe und stehen vor dem bescheidenen „Turm der abgeschiedenen Seelen". Ein blaues Leuchten liegt wie ein müder Gruß auf dem Marmorgestein des prächtigen Opfertisches und der Sakralgefäße. — In kreisrunder zinnengekrönter Umfassungsmauer liegt hinter dem Minglo, dem Seelenturm, der vier Meter hohe und sechzehn Meter im Durchmesser haltende, breite, massige, leichtbewaldete Grabhügel, wie ein Rätsel, bergeschwer. Langsam steige ich zu dem rampenumzogenen Minglo hinauf, lehne mich gegen die Stele, die auch hier, statt auf einer riesenhaften Schildkröte, auf einem rechteckigen drachengeschmückten Untersatz errichtet ist, und schaue hinaus aus der Stelenhalle in die weite Unendlichkeit der asiatischen Nacht, durch die, über schweigendes Land, des Mondes Silberlicht verrinnt.



Eine Kamelkarawane in der chinesischen Wüste von einem Sandsturm überrascht

Die wandernden Felder in Amerika

Die fürchterliche Macht des Sandes
Der Mensch gegen die Wüste

Von Annie Francé-Harrar

Die wandernden Felder von Nordamerika — das sind auch heute Katastrophen der Gegenwart. Katastrophen, vor denen Kriegsgefahr und technische Erfindungen gleicherweise verblassen. Ein Fürchterliches, das wie aus Urzeiten heranbraust und — viel schlimmer noch — den Menschen des Heute wiederum erbarmungslos in eine ferne finstere Urzeit zurückstößt. Man weiß, was vor kurzem in Amerika geschehen ist. Mit schreckhafter Klarheit weiß man es — heute. Vor zwei oder fünf Jahren dagegen, wenn man dieses Geschehnis prophezeit hätte, wäre man nur kaltlächelnder Ablehnung begegnet. Da ging es nämlich um die Waldzone! Theoretisch war man ganz einverstanden: es muß eine Waldzone an der kanadischen Küste und in Kanada geben. Aber Wälder sind doch in erster Linie dazu da, daß man Holz aus ihnen schlägt. Und daß man, wenn das Holz geschlagen ist, die Erde rodet und einen Weizenboden daraus macht. Denn Weizen, das ist der Segen der Ansiedler. Man hatte also die länderweiten Wälder zwischen Quebec und St. Louis, zwischen Kansas und Winnipeg vernichtet. Hatte Weizen gesät, hat Weizen geerntet. Diesen herrlichen, berühmten, bronzebraunen und rostfesten amerikanischen Weizen, der weder vom russischen oder argentinischen noch vom australischen Weizen jemals geschlagen worden ist. Man merkte im Verlauf des letzten Jahrzehnts wohl, daß die Böden trockener wurden und die Nordstürme zunahmen. Man achtete nicht sonderlich darauf. Drei

Fünftel der Weltmaisernte und zwei Fünftel der Weltweizenernte wuchsen und gediehen allein in den weiten, offenen Tälern des Mississippi. Welche ungeheure Viehherden lieferten Milch und Fleisch in die Versandschlächtereien! Wieviel Millionen, Milliarden wurden umgesetzt! Gigantisch war das Geschäft — Weizenmarkt — das war gleichbedeutend mit Amerika, so wie Baumwollmarkt, Apfelmarkt, Wollmarkt (von Australien abgesehen), Petroleum und Ananas auch heute noch so etwas wie amerikanisches Weltmonopol sind.

Und da, nachdem die Wirtschaftskrise etwas abgeflaut ist, kam dieses Schrecknis! Hatte man wirklich zuwenig mit dem eigentümlichen lokalen Klima von Nordamerika gerechnet? Man wußte doch, daß es in vielen seiner Gebiete ein Kontrast der Winde ist. Man wußte von den Tornados, die sich im Mississippi- und Ohiotal ausbilden, kannte die kanadischen Steppenstürme, und doch zerstörte man den letzten Waldanflug, pflügte mit endloser Mühe die langen, tiefwurzelnden kriechenden Gräser, die sandbindenden Seggen, die Halmgräser und Quecken aus der Erde. Feingekrümelt war diese Erde, staubfein zuletzt durch die Bearbeitung mit Dampfpflügen und Motoreggen. So staubfein, daß sie beim ersten Windstoß sich leicht in die Luft erhob.

Man dachte wirklich offenbar nicht daran, daß all diese Fruchtbarkeit endloser Äcker nichts war als ein Vermächtnis der Eiszeit, das die Wälder durch Jahrzehntausende bewahrt und vermehrt hatten. Denn einstmals, als das Eis, von Grönland sich herunterschiebend, fast bis St. Louis, überall Moränen vor sich herwälzte, da entstand mit dem Abschmelzen dieser Schutt- und Gesteinshügel jener Löß, der den harten und unfruchtbaren Kalk- und Urgesteinsgrund deckte. Die Winde trugen ihn gleichmäßig über die amerikanischen Ebenen bis hoch hinauf zum Norden. Und als Wälder aufwuchsen und sich immer weiter ausbreiteten und immer gewaltiger und urwelthafter wurden —

wieder ging das Jahrzehntausende —, da wandelten sie diesen ausgeschütteten Löß in meterhohen Humus um, der dann jene unerhört fruchtbaren Böden schuf, die man jahrelang überhaupt nicht zu düngen brauchte und deren Ernten alles überstiegen, was man sich sonst von jungfräulicher Erde erhoffte. Hinter dem ungeheuren Waldriegel aber, der den Kontinent nach Norden abschloß, rauschten, geschützt von der sturmbrechenden Barre turmhoher Wipfel, die grenzenlosen Prärien, reich an Flüssen, und von nichts bewohnt als von unzählbaren Bisons und andern Jagdtieren und einzelnen Indianersippen.

Harmonie ist nur ein Wort für den Satz: Nicht zuviel — nicht zuwenig. Ganz gleichgültig, ob sich das Viel oder Weniger auf gut oder schlecht bezieht. Es war gut, Weizen zu bauen. Es war nicht gut, zuviel Weizen zu bauen. Es war nicht schädlich, etwas Wald zu schlagen. Es war ein himmelschreiendes, ein in dieser und vielleicht in noch mehr Generationen nicht wieder gutzumachendes Verbrechen, alle oder doch zuviel Wälder zu schlagen. Das ist die einfache, schreckhaft einfache Gleichung. Felder sind gut. Zuviel Felder verderben das Klima. Sie entwässern den Boden. Denn nur die Wälder vermögen Stürme zu brechen, Quellen zu bilden und die Bodenfeuchtigkeit festzuhalten. Jetzt fliegen die ungeschützten Riesenäcker davon, sie fliegen buchstäblich, und wo sie sich niederlassen, verschütten sie die Fruchtbarkeit meterhoch. Aus der Humuskrume ist eine Art Flugsand geworden. Der Löß wird wieder Löß. Es besteht ein nicht unähnlicher Zustand wie kurz nach der letzten Eiszeit, da es in Nordamerika keine Wälder gab, sondern nur Moränen, Steingrund, Sturm und Steppe. Und das alles in den Ausmaßen dieses riesengroßen Kontinents, der an zusammenhängender Landfläche der USA. allein 7 839 065 Quadratkilometer besitzt (Mittel- und Westeuropa gemeinsam haben nur 3 921 900 Quadratkilometer).

Man sieht sich unwillkürlich nach trostverheißenden Bei-

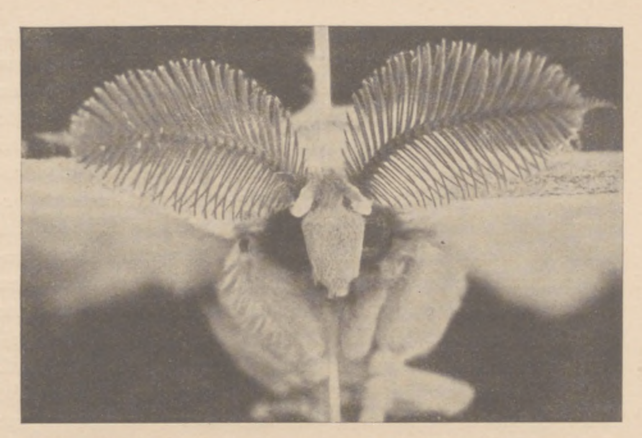
spielen um. Es gibt nicht viele. Vor allem nicht in dieser Ausdehnung und schon gar nicht in unserm heimatlichen Erdteil. Die berühmte preußisch-brandenburgische Sandbüchse ist fast völlig kultiviert oder mit — wenn auch zumeist äußerst mageren — so doch wenigstens überhaupt mit Wäldern bedeckt. Die ungarische Pußta aber liegt, trotz Natronseen und regelmäßigen Staubstürmen, doch überall von Mittelgebirgen und ihren Wäldern eingefriedet. Und dann — es handelt sich bei den eigentlichen Gebieten des Tieflandes kaum um ein paar tausend Quadratkilometer! Bleibt also eigentlich nur Rußland. Das asiatische Rußland freilich, die sibirischen Wüsteneien. Von denen man allerdings längst weiß, daß nur ihre nordöstliche und nördlich exponierte Lage sie zu solchen Wüsteneien gemacht hat. Denn sie sind durchaus kein Staubsturmgebiet, sondern ein überaus fruchtbares Land, das eben nur allzulange in jedem Jahr unter Schnee und Eis liegt, das aber im Westen so ungeheure Wälder besitzt, daß dieser ewiggrüne Mantel auf länderweiten Gebieten die Erde schützt.

Nur die Nordsahara ist es also, die man einigermaßen als etwas, das auf ähnliche Weise „geworden ist", zum Vergleich heranziehen dürfte. Überhaupt die afrikanischen und arabischen Wüsten. Denn von einem Teil von ihnen (nämlich dem nördlichen und norwestlichen) könnte man wirklich allenfalls sagen, daß sie ein Produkt menschlicher Unvernunft darstellen.

Dieses Nordafrika, das noch in spätrömischer Zeit die Kornkammer der damaligen Welt gewesen ist, besaß vom Atlas bis zu den libyschen Gebirgen überall einmal Wälder, Quellen, Ölkulturen, Kanäle. Es kannte weder die Stürme, noch die dürstende Hitze, die heute zum algerischen und tunesischen Sommer gehören. Erst mit der Eroberung durch die Berber und Araber fielen die Wälder, versiegten die Gewässer, versandeten die Kanäle. Und die Wüste brach ein — hier vom Süden herauf — ganz so wie heute in Nordamerika, mit schrecklichen Staubstürmen und

Verschüttung der Gärten und Wälder. Große Städte verkamen im Sande, und das heute ausgegrabene Leptis magna ist nur eines jener verschollenen Kulturzentren. Man kann sagen, daß seit mehr als tausend Jahren Nordafrika Wüste geworden ist und erst die mühsamen Versuche der letzten Jahrzehnte unter französischer und italienischer Kolonialwirtschaft und mit gewaltigem Kapitaleinsatz haben gezeigt, daß sich dort die Dinge wieder einmal ändern werden.

Es ist wenig erfreulich, derartige Vergleiche heranzuziehen, und an die inneraustralischen und innerasiatischen mag man überhaupt gar nicht denken. Viel lieber möchte man glauben, daß die Länder des amerikanischen Mittelwestens nur bedroht, aber noch keineswegs verloren sind. Denn man ist ja nicht untätig. Man setzt gewaltige Kräfte ein. Vor allem pflanzt man auf tausenden Kilometern jene tiefwurzelnden Sandgräser, die am besten die wandernde Erdkrume binden, und zähe, junge Bäume entlang der ganzen USA. in 150 Kilometer Breite als schützenden Gürtel. Aber freilich, die Gräser müssen wachsen, die Bäume müssen groß werden. Jahre, Jahrzehnte vielleicht werden hingehen, und es ist vorläufig nicht auszudenken, was inzwischen geschieht. Nur das weiß man, daß das Amerika des Mittelwestens ein anderes werden muß, will es noch einmal das Paradies der Farmer sein.



Fühler wie Pleureusen trägt der Kopf des chinesischen Spinners Antheraea pernyi Guer

Merkwürdige Insektenköpfe

Mit sieben Aufnahmen

Weit vielgestaltiger als das Reich der Wirbeltiere ist das der Wirbellosen und unter diesen ganz besonders das der Insekten. Diese Mannigfaltigkeit prägt sich vor allem in der Ausbildung und Form des Kopfes aus, und zwar naturgemäß in enger Anlehnung an die Lebensweise des betreffenden Insekts. Ein Hauptfaktor ist dabei die Nahrungsaufnahme: die einen bedürfen kräftiger Kiefer, um pflanzliche oder tierische Stoffe zu zerkleinern, andere besitzen Saugapparate zur Aufnahme von Pflanzensäften oder Blut, wieder andere nehmen flüssige Nahrung durch Lecken auf. Diese Momente beeinflussen natürlich den Bauplan. Auch innerhalb dieser Bautypen herrscht eine erstaunliche Mannigfaltigkeit, die es uns oft schwer macht, den Sinn dieser oder jener Modifikation zu verstehen. Einige beson-



Wie das Gesicht eines madagassischen Halbaffen sieht das Gesicht einer Tarantel aus (Mittelmeergebiet)

ders interessante Formen streifen vielfach geradezu an das Groteske.

Da haben wir beispielsweise die Igelschrecke (Cosmoderus erinaceus Fairm), eine in Kamerun beheimatete Laubheuschrecke, deren Kopf durch einen Halsschild gedeckt ist, der, ebenso wie die Beine, von langen spitzen Dornen starrt und sicherlich trefflichen Schutz gegen mancherlei Feinde gewährt. Der Kopf selbst ist zwischen Fühlern mit einem Horn bewehrt. neben den Fühlerwurzeln befinden sich die weit hervorquellenden Augen. Die Querfurche in der Gesichtsmitte halte man nicht etwa für die Mundöffnung; die mit starken Kiefern ausgerüsteten und auch zum Zerkleinern festerer Pflanzenteile geeigneten Mundteile liegen verdeckt unter der „Oberlippe". Durch das Horn, die Querfurche und das nasenartig zugespitzte Vordergesicht wird — das nur nebenbei — eine täuschende Ähnlichkeit mit einem Nashornkopf hervorgerufen.

Der Kopf einer im Mittelmeer heimischen riesigen Laub-

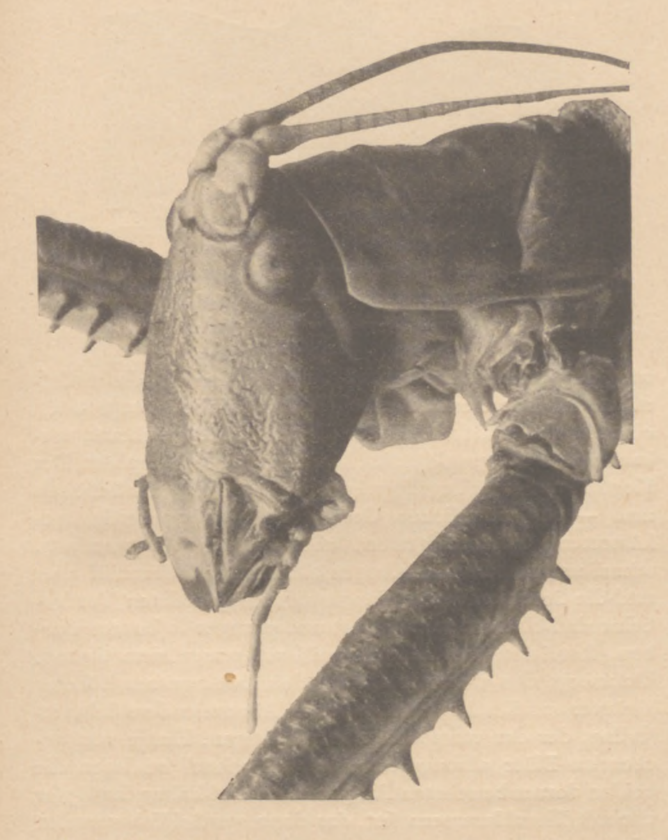


Die Nasenschrecke Acridella nasuta L. trägt an dem turmartig erhobenen Scheitel neben den Augen riesige schwertförmige Fühler

heuschrecke aus der Gattung Saga läßt den vulgären Namen „Heupferd“, den manche unserer bekannten heimischen Arten führen, verstehen. Hier sind die unter der Oberlippe liegenden Mundteile gut sichtbar, mit denen diese Art, unvorsichtig angefaßt, empfindliche Verletzungen beibringen kann. Ihre Lebensweise ist dementsprechend auch räuberisch. Die langen Fühler sind auf dem Bild rechts nur zu einem Viertel sichtbar.

Wieder einen ganz andern Typ zeigen manche Feldheuschrecken, die sich von den langfühlerigen Laubheuschrecken unter anderm durch mehr oder minder kurze Fühler unterscheiden. Ein sonderbarer Kauz unter ihnen ist die Nasenschrecke (Acridella nasuta L.), die die Grasflächen und Steppen des Mittelmeergebietes in großen Scharen bevölkert und sich von Pflanzen nährt. Bei ihr geht der Kopf in einen langen, seitlich zusammengedrückten Fortsatz über, in dessen letztem Drittel die Augen sitzen, während darüber, an der Spitze, die breiten, flachen Fühler eingelenkt sind.

Eine recht merkwürdige Kopfbildung und, im Zusammenhang mit der Lebensweise, eine ebenso sonderbare Gestal-



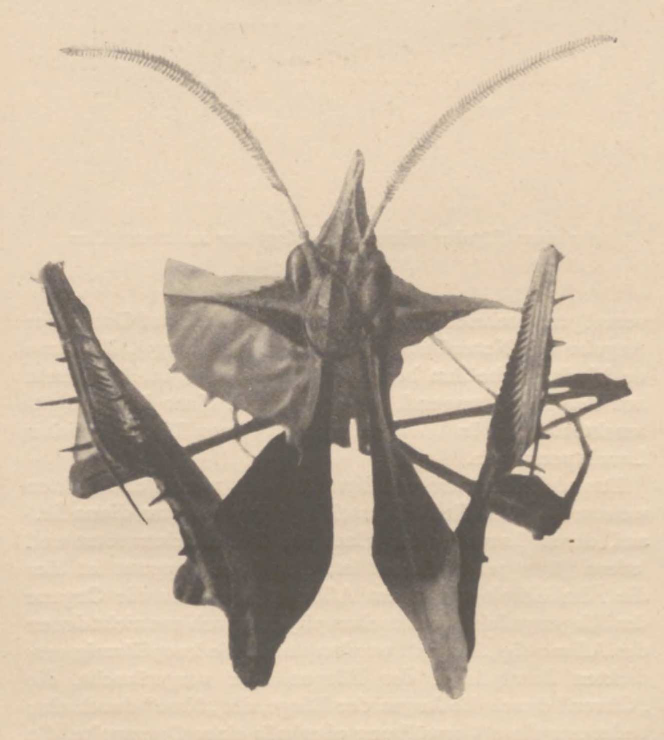
Gleicht nicht das Profil der westasıatischen Riesenheuschrecke Saga natoliae einem Pferdekopf?



Einen blasenartig aufgetriebenen Kopf, dem man früher fälschlich Leuchtvermögen zuschrieb, zeigt der surinamische Laternenträger Laternaria

tung des Halsschildes und der Vorderbeine zeigt die in Ostafrika lebende Teufelsblume (Idolum diabolicum Sauss.), eine Fangheuschrecke, zu der die auch in Deutschland vorkommende Gottesanbeterin (Mantis religiosa L.) gehört. Der Kopf ist mit einer kegelförmigen Verlängerung des Scheitels und — im männlichen Geschlecht — doppelseitig „gekämmten" Fühlern geziert, neben denen die massigen, scharf umherspähenden Augen sitzen. Der Halsschild aber und die Schenkel der zu Fangarmen umgebildeten Vorderbeine sind blattartig verbreitert und prangen in bunten Farben, Rotviolett und Bläulichweiß auf grasgrünem Grund. Unbewegt sitzt dieses Insekt auf den Zweigspitzen höherer Kräuter und Büsche; doch wehe der Biene oder dem Schmetterling, der der vermeintlichen prächtigen, Honig versprechenden Blüte ahnungslos naht! Blitzschnell schlagen die beiden dornenbewehrten Fangarme zu und halten ihr Opfer wie mit Eisenklammern fest, das dann gemächlich verzehrt wird.

Die Zikaden, eine andere Gruppe der Schnabelkerfe, weisen in der Familie der Fulgoriden oft die abenteuerlichsten Kopfformen auf. Bekannt ist ja der Surinam-Laternenträger, dessen blasiger Auftreibung des Kopfes man fälschlich Leucht-



Die afrikanische „Teufelsblume", genannt Gottesanbeterin, Idolum diabolicum Sauss., täuscht eine bunte Blüte vor und erbeutet das durch diese angelockte Insekt blitzschnell mit den Fangarmen



An einen Sägehai erinnert der Kopf der sumatranischen Fulgeride Pyropa

vermögen zuschrieb, und zwar hauptsächlich auf Grund der Angabe des Naturforschers De Geer (um 1775), Madame de Merian habe ihm berichtet, daß sie, „ein solches Insekt auf der Hand tragend, damit wie mit einer Laterne geleuchtet habe". In Wirklichkeit fehlt diesen Tieren jegliches Leuchtvermögen.

Das vielleicht merkwürdigste Gesicht von allen Insekten weist schließlich die Rehdasselfliege (Hypoderma diana Br.) auf, deren Larve in der Haut des Rehes schmarotzt und jedem Jäger wohlbekannt ist. Geradezu frappant ist hier die Ähnlichkeit mit einem Affengesicht. Aber die Organe des Fliegengesichts entsprechen physiologisch gar nicht denen des Affen: die „Augen" werden durch die knopfförmig verdickten Basalglieder der Fliegenfühler vorgetäuscht, die „Ohren" durch die Augen der Fliege, die „Nase" durch eine bedeutungslose Vorwölbung oberhalb einer Querspalte, die das Maul des Affen vortäuscht. Die eigentlichen Mundteile der Fliege sind verkümmert und befinden sich unterhalb des „Kinnbartes". Ein eigentümliches Spiel der Natur, ungewollt und ohne praktische Bedeutung für die Fliege.

Fotos: Archiv R. W. P. Leonhardt

DIE ERSTEN MASCHINENSTÜRMER

VON FRIEDRICH LORENZ

Vorwort

Es gibt ein heute nur mehr wenig bekanntes Gedicht des deutschen Dichters Moritz Hartmann, darin nachfolgende Verse stehen: „Von keinem Leid, wie schwer es sei, laß stimmen deine Seele trübe. Geht auch dein Leiden nicht vorbei, so gehst du doch vorüber.“ Wenige Sätze könnten gefunden werden, die besser als Motto zu einer Artikelfolge paßten, die von Erfindern handelt. Ihr Leiden war in der Mehrzahl der Fälle unheilbar; denn es war die Krankheit, daß sie ihrer Zeit, ihrer Welt zu weit vorauslebten; und darum gingen sie vorüber. ungenannt, vielfach unbekannt.

Es soll versucht werden, dem Problem der Maschinenwelt und ihren Schöpfern einmal von einer neuen Seite zu nahen. Nicht von den Maschinen soll die Rede sein, denn sie sprechen für sich allein, sondern von den Menschen, die sie erdachten und bauten. Nicht der Techniker hat also das Wort, sondern der Chronist, der sich die Aufgabe stellt, Erfinderschicksale mit den Mitteln einer zeitgemäßen freiern biographischen Gestaltung lebendig werden zu lassen.

In jedem Lexikon stehen die Namen derer, von denen die folgenden Seiten handeln werden; aber wir sind gewohnt, die Menschen zu übersehen, die sich hinter dem Schutzschild berühmter Namen verbergen, wohl auch darum, weil vor diesen Menschen, ihr Erleben und Erleiden überschattend, die Maschine steht, die sie geschaffen haben. Wir rücken die Maschine einfach etwas beiseite und besuchen die Erfinder zu Haus, in ihrem Jahrhundert, in ihrer Zeit, in ihrem Leben.

Da sind zunächst die ersten Maschinenstürmer. Da ist die „weiße“ Revolution, die der Amerikaner Eli Whitney entfesselt, der die Baumwollgreniermaschine erfindet. Da stehen die Weber von Stanhill wie ein Mann gegen Hargreave auf und zertrümmern seine Jenny-spinning, die erste Spinnmaschine der Welt. Da schabt der Barbier Arkwright Stoppelbärte glatt, während sein Hirn an dem Plan einer mit Wasser betriebenen Baumwollmühle baut, da fällt vor dem englischen Parlament ein Schuß, der alle Hoffnungen Cromptons, des Erfinders der Mule-spinning zertrümmert; und da ist schließlich Reverend Cartwright, dem der Satan als Versucher in Gestalt eines Webstuhls erscheint, um ihn immer wieder sündig werden zu lassen. So viele Namen, so viele Schicksale, so viele Namen, soviel Not ...

Erfinder sehen dich an, nicht Erfindungen.

Eines ist ihnen allen gemeinsam, ob sie nun Deutsche sind oder Engländer, Franzosen oder Amerikaner: sie bauen an einer neuen Welt, der Maschinenwelt, an unserer Welt von heute. Und sie gehen den Weg einer geheimnisvollen Sendung unbeirrt, bis zum bittern Ende.

Mit dem Abdruck der ersten Artikelreihe beginnen wir in diesem Band. Diese dramatisch geschriebenen biographischen Studien, die mitunter die Kunstform von Novellen erreichen, werden unsere Leser auf eine moderne Betrachtungsweise der wissenschaftlichen und technischen Stoffgebiete hinleiten. „Der Mensch ist wieder das Maß aller Dinge“; durch Wissen und Bewußtwerden muß er Herr werden über das Schicksal, das ihm seine Erfindungen und Entdeckungen, das ihm die übermächtig gewordene Maschinenwelt bereitete.

Verfasser und Schriftleitung

DIE ERSTEN MASCHINENSTÜRMER

Von Friedrich Lorenz

1

Die weiße Revolution

Alexander Hamilton wendet die letzte Seite des dickleibigen Manuskriptes um, das vor ihm auf dem Schreibtisch liegt. Es ist sein großer Bericht an den Kongreß der jungen Vereinigten Staaten über den Aufbau der amerikanischen Wirtschaft. Hamilton ist der erste Schatzsekretär Neuenglands, der Neuen Welt. Und wie alle Schatzsekretäre braucht auch er Geld, und er hat keins.

Er stützt das Haupt in die Hand. Man könnte meinen, er träume vor sich hin, aber er rechnet. Amerika zu träumen, das überläßt er seinem Kollegen, dem Staatssekretär Jefferson, dem Philosophen. Hamilton liebt die Wirklichkeit der Zahlen, er will Amerika ausrechnen. Auf seinem Schreibtisch türmen sich Stöße beschriebenen und bedruckten Papiers, und jedes dieser Papiere zeigt Zahlen. Zahlen, die dem Schatzsekretär der Vereinigten Staaten die nüchterne Wahrheit ins Ohr brüllen, daß der junge Staat, der da unlängst die Nabelschnur zum mütterlichen Leib Altenglands durchschnitt, zwar seine Freiheit errungen hat, aber kein Geld besitzt, sie zu genießen. Ein neues Volk ist geboren worden, das Volk der Amerikaner. Für den Zahlenmenschen Hamilton aber verbirgt sich hinter dieser stolzen Bezeichnung eine Armee verschuldeter Pflanzer.

Aber Hamilton weiß noch mehr; er weiß auch, wie alles zu ändern wäre. Er hat es in einen einzigen Satz gefaßt und dem Kongreß zu bedenken gegeben. Dieser Satz lautet: „Der Süden des Landes müßte so gut wie der Norden industrielles Leben entwickeln!“ Hamilton wiederholt sich diesen Satz

immer wieder und nickt dazu. Der Süden, denkt er. Und sieht die Südstaaten vor sich, seine Schmerzenskinder, unabsehbare Flächen Landes, die noch schlafen, die jene Männer kaum ernähren können, die sie bebauen. Erst unlängst bereiste Hamilton den Süden, um sich Unterlagen für seinen Bericht an den Kongreß zu verschaffen. Er hörte die Klagen der Pflanzer an, daß Reis, Indigo und Tabak von Jahr zu Jahr weniger Ertrag abwürfen; daß man den Sklaven, den einzigen Arbeitskräften, die aufzutreiben wären, bald werde die Freiheit geben müssen, sie ihrem bürgerlichen Schicksal überlassen, da sie mehr verzehrten, als sie erzeugten. Ja, wenn man Baumwolle im großen erzeugen könnte, Baumwolle, nach der die Welt fragt, ruft, schreit! Aber wie sei dies möglich, da doch ein Sklave einen ganzen Monat brauche, um aus einem einzigen Ballen bloß die Samen zu entfernen?

Hamilton nimmt jetzt einen Stift zur Hand und ein Blatt Papier. Wirft Zahlen darauf. Das ist seine Art zu träumen. Er rechnet: Fünfhundert Millionen Pfund annähernd betrug die Weltproduktion an Baumwolle in diesem Jahre, dem Jahre 1791. Vielleicht wäre aber auch die doppelte Menge absetzbar gewesen, da die Nachfrage fast stündlich stieg. Der amerikanische Anteil an der Welterzeugung hatte jedoch nicht einmal hundertfünfzigtausend Pfund betragen, nicht viel über ein Dreitausendstel. Aus Indien und von den Westindischen Inseln mußte die Welt sich die Baumwolle holen, weil Amerika nicht genug erzeugte. Und weil Amerika nicht genug erzeugte, stürzten sich die Farmer in Schulden, ins Elend.

Hamilton seufzt. Er wirft das Blatt zur Seite, auf das er Zahlen geschrieben hat. Auch die Gewalt dieser Ziffern kann es nicht ändern, daß ein Sklave einen ganzen Monat braucht, um einen einzigen Ballen Baumwolle bloß von den Samen zu reinigen. Hamilton greift wieder zu seinem Bericht an den Kongreß, liest, feilt hie und da an einem Satz. Seine Seele aber geht fremd. Ein inneres Gesicht zeigt ihm ein

Land, bedeckt mit weiß wogenden Baumwollfeldern. Und eine Geisterhand notiert Zahlen, Zahlen, die ihn schwindeln machen.

Wäre Alexander Hamilton ein Träumer, er würde sich jetzt in seinen Stuhl zurücklehnen, die Augen schließen und in der Phantasie von einer Frucht kosten, die vielleicht niemals reifen wird, vom Reichtum Amerikas, seiner Macht und Größe. Aber Alexander Hamilton ist kein Träumer. Wachen Auges nimmt er den Schreibstift und zieht einen dicken Strich unter den Satz, den er geschrieben hat und der da lautet: „Der Süden des Landes müßte so gut wie der Norden industrielles Leben entwickeln!" Einen dicken Strich zieht er unter diesen Satz und hat ihm damit Leben eingehaucht.

Dieser Satz begründet den Reichtum Amerikas.

*

Der alte Whitney arbeitet auf dem Felde. Er weiß, daheim liegt sein Weib in den Wehen. Aber das Weib wird mit Gottes Hilfe auch allein fertig werden mit der Geburt. Das ist Weibersache. Männersache ist es, das Feld zu bestellen. Den Acker kümmert es nicht, ob ein junger Whitney mehr oder weniger auf der Welt ist, er will bebaut sein. Der alte Whitney geht hinter dem Pflug, furchauf, furchab, bis zum Abend. Fast ist er fertig mit diesem Stückchen Land, als er einen Mann daherlaufen sieht, der ihm von fern schon winkt. Es ist ein Sohn, denkt Whitney, läßt den Pflug rasten und schlägt das Kreuzeszeichen über die Brust. Nun ist der Mann an seiner Seite, ein Nachbar. „Whitney", ruft er, „Botschaft aus Neuyork! Die Versammlung erklärt die Stempelsteuer der Engländer für gesetzwidrig!" Whitney überlegt. „Vielleicht gibt es Krieg mit England", meint er. Vielleicht wird sein Sohn schon Amerikaner sein und nicht mehr Engländer wie er selbst. Da besinnt er sich, daß er ja noch nicht einmal wisse, wie es daheim stehe. Er fragt, beinahe schüchtern, den Nachbarn. Ja, es sei ein Sohn, sagt der andere, und

Whitney möge entschuldigen, daß er diese Nachricht ob der zweiten vergaß, der zweiten, die wie ein Lauffeuer Massachusetts durcheile. Whitney seufzt erleichtert. Es ist ein Sohn! Er braucht einen Sohn für die Arbeit, die von Jahr zu Jahr schwerer wird und immer weniger abwirft. Vielleicht braucht auch Amerika diesen seinen Sohn. Er wird ihn Eli nennen. Ein sagenhafter Prophet hieß einmal so.

Oft erinnert sich Vater Whitney später dieses Abends. Es scheint ihm, daß Eli und dieser neue Staatenbund Amerika, durch geheime Gesetzmäßigkeiten verbunden, gleichsam Hand in Hand wachsen. Damals, als man, zum ehrfürchtigen Gruseln jedes Amerikaners, in Boston die ominöse Teeladung ins Meer schüttete, zum Zeichen des Protestes gegen die neue, drückende englische Steuer, damals hatte Eli, der Achtjährige, des Vaters Uhr auseinandergenommen und, da Mutter entrüstet dahinterkam und Prügel in Aussicht stellte, wieder zusammengesetzt, ohne daß die Uhr dabei Schaden genommen hätte. Whitney ist gegen diese Spielereien des Knaben, der heute noch Weizen von Korn nicht recht zu unterscheiden weiß. Aber er ist doch auch ein bißchen stolz auf den Jungen, der sich auf das Wunder versteht, eine Uhr zu zerlegen und wieder zum Ticken zu bringen. Seiner Frau sagt der alte Whitney einmal beim Zubettgehen, was er bisher bei sich behielt, daß die Sache mit der Uhr sich genau am nämlichen Tag zutrug wie die Vernichtung des Tees in Boston. Und als der Junge einmal mit einem sonderbaren Holzkasten anrückt, der sich später als Geige entpuppt, da ist der Alte abermals wütend, aber zugleich abergläubisch betroffen. Wütend, weil Eli nichts anderes im Sinn hat als seine Basteleien, weil er die väterliche Werkstatt zu hölzernem Hokuspokus mißbraucht, anstatt dort zu zimmern, was der Acker braucht, betroffen aber ist der Vater, weil eben an diesem Tage die Nachricht vom ersten Zusammenstoß zwischen englischen Truppen und amerikanischer Miliz bei Lexington eintrifft. Er begnügt sich darum auch diesmal mit einem melancholischen Ver-

weis an die Adresse des Knaben. Er rät ihm, sein unleugbares Geschick lieber an dem Werkzeug zu erproben, das beschädigt in der Scheuer fault. Aber bei sich denkt er, daß Eli, wollte er einmal sein kindisch-verspieltes Gehaben ablegen, im neuen Staate seinen Platz wohl finden werde.

Ein Jahr später allerdings denkt Vater Whitney anders über seinen Sohn. Am Tag, da die Union ihre Unabhängigkeit erklärt, da die Farmer von den Feldern laufen, obgleich man gerade erntet, und sich die Kehlen wundschreien vor Begeisterung, an diesem Tag sitzt Eli wie immer duckmäuserisch in der Werkzeugstube und baut seine Geigen, stets nur Geigen. Ob er denn nicht selbst spüre, daß er ein nichtsnutziges und verächtliches Geschöpf sei, schreit der enttäuschte Vater den Elfjährigen an. Zuerst ist es, als höre Eli ihn nicht. Der Knabe hebt den Kopf, sein Blick braucht lange, um aus ferninnern Bereichen an die Oberfläche zu tauchen und den Vater zu erkennen, der mit geballten Fäusten vor ihm steht. „Amerika braucht jetzt Männer!“ brüllt Whitney. „Es braucht Farmer und Soldaten, Pflüge und Gewehre, aber es braucht keine Geigen!“ Der Junge schweigt. Er schweigt noch immer. Dann nickt er. Das leuchtet ihm ein: Amerika braucht jetzt keine Geigen, es braucht Gewehre. Und kein Muskel im Kindergesicht zuckt, als der Vater jetzt nach einem der braunen Geigenkörper langt und an der Tischkante zersplittert.

Wieder nach Jahren wird der alte Whitney geradezu böse, wenn ein Nachbar den Jungen vor ihm erwähnt. Man kämpft noch immer gegen Old England, und sie, die Farmer, haben das Brot zu liefern, das die Soldaten des jungen Staates essen wollen. Sie, die Farmer, haben alle Hände voll zu tun, aber der junge Eli läßt sich auf den väterlichen Feldern nicht blicken. Zum Soldaten ist er noch zu jung, aber er könnte dem Alten schon eine rechte Hilfe auf dem Feld sein. Wo treibt Eli sich indessen herum? An Gewehren bastelt er, Schießnadeln erzeugt er, als bedürfe General Washington, um zu siegen, ausgerechnet eines dummen Jungen

namens Eli Whitney. Gewiß, Gewehre müssen sein, aber ist es Sache eines ehrlichen Farmers, sie zu erzeugen? Der alte Whitney ist froh, daß er Eli so selten zu Gesicht bekommt; er hat ihn wissen lassen, daß er auf dem väterlichen Hof nichts mehr zu suchen habe, nicht jetzt und niemals später. Wer nutzlosen Dingen nachhänge, der habe seinen Anspruch auf das Erbteil nach einem nüchtern-arbeitsamen Mann verwirkt.

Inzwischen sitzt Eli in einer improvisierten Werkstatt, einem dumpfen Raum ohne Licht und Einrichtung, und hat ein paar Männer um sich geschart, die augenblicklich nichts Besseres zu tun haben, als nach seiner Anleitung Gewehre zu bauen. Eli Whitney ist Boß geworden, aber das macht ihn nicht stolz. Er wünscht seinem Vaterland zu dienen, aber es geht nicht recht vorwärts mit den Gewehren. Es mangelt an Geld, um die nötigen Materialien zu beschaffen und um die Löhne zu bezahlen. Manchmal ist Eli geneigt, dem Vater recht zu geben. Wozu plagt er sich mit Gewehren ab und mit Burschen, die die einfachsten Handgriffe nicht begreifen wollen? Eher könnte er einen Bison das Geigenspiel lehren! Aber geschulte Arbeiter sind selten in diesen Tagen des Krieges; auch könnte Whitney sie nicht bezahlen.

Endlich ein Lichtblick! Die Regierung hat — weiß Gott, durch wen — davon Kenntnis erlangt, daß da irgendwo in Massachusetts in einer kleinen Werkstatt ein Junge sitze und brauchbare Gewehre für den Krieg erzeuge. Gewehre sind kostbarer als Gold. Also nimmt die Regierung Kenntnis von Eli Whitney und seinen Gewehren und macht eine Bestellung bei ihm. Das flößt Mut ein! Am liebsten möchte Eli jetzt aus seiner kleinen Werkstatt heraus jeden Tag ein ganzes Regiment ausrüsten. Aber mit diesen Arbeitern geht es natürlich nicht. Haben sie den einen Handgriff zur Not begriffen, so gilt es, ihnen den nächsten beizubringen; und können sie den, dann haben sie den ersten wieder vergessen. Nächtelang grübelt Eli, wie er die Arbeitsleistung steigern könnte. Bald

muß er abliefern, und er hat kaum die Hälfte des Auftrags geschafft. Wie wird sein Vater ihn verspotten!

Da gerät er eines Vormittags in heftigen Zorn. „Wenn du“, so herrscht er einen seiner Arbeiter an, „wenn du nicht fähig bist, ein anständiges Schnapphahnschloß zu fertigen, dann laß in's Teufels Namen die Finger davon und mach Läufe!“ Er schreit es; aber während er noch schreit, erkennt er, daß der Zorn ihn die Lösung finden ließ, die er suchte. Das ist die Lösung: er wird jeden seiner Arbeiter anlernen, einen bestimmten Gewehrsbestandteil, dessen Herstellung seiner Fertigkeit entgegenkommt, zu erzeugen. Ein paar gleichbleibende Handgriffe wird sich auch der größte Stümper mit der Zeit aneignen und rasch vollführen können. Solcherart wird die Zeit gespart, und, was Eli das entscheidende dünkt, die vom gleichen Mann erzeugten Bestandteile werden untereinander gleich sein. Eli denkt an das Bibelwort, daß die Rechte nicht wissen solle, was die Linke tue. Er lächelt und geht sogleich ans Werk. In einer kleinen dumpfen Werkstatt irgendwo in Massachusetts wird zum erstenmal nach einem neuen System gearbeitet, das vorerst allerdings keine andere Wirkung zeitigt als die, daß Eli seiner Lieferungspflicht pünktlich nachkommt. Und die Arbeiter sind es zufrieden. Sie werden vom Boß nicht mehr angegriffen, der von ihnen, den Ungeschulten, nicht mehr Unmögliches verlangt, sondern etwas, das jedes Kind zu leisten vermöchte. Ein paar Handgriffe, die bald in Fleisch und Blut übergehen. Manchmal gähnt einer von den Arbeitern. Und er meint, der Arbeitstag sei nun länger als früher. Die Hände sind beschäftigt, aber der Geist geht fremd. Wenn die Stunden vorbeischleichen, als empfänden sie Gewissensbisse, dann wird den Arbeitern sonderbar leer und kalt zumute. Aber der Boß hat keinen Grund mehr zur Klage. Er liefert pünktlich seine Gewehre an den Staat, zahlt pünktlich den Lohn aus. Abends verlassen die Arbeiter ihre kleine Werkstatt. Sie sind müde und gleichwohl unbefriedigt. Und einmal ertappt sich der Ungeschickteste unter ihnen, der, den der Boß am

häufigsten ausschelten mußte, bei dem Gedanken, daß es hübsch war, spannend, solch ein Gewehr im ganzen unter den Händen werden und wachsen zu sehen und nicht bloß solch ein verteufeltes Teilchen, das weder Gesicht noch Seele hat. Das denkt er, während er aus dem Arbeitsrock in den andern schlüpft. Und geht dann aus der Werkstatt, die ihm eine Werkstatt wie alle andern erscheint, nicht als der Ort, wo die Seele der Handarbeiter gemordet wurde und damit die Seele des Arbeiters; nicht als der Ort, wo Amerika geboren wurde, wie die Welt es kennenlernte.

Der alte Whitney hatte recht: es war mehr als ein bloßer Zufall, daß an jenem Tage, an dem der Knabe das Licht der Welt erblickte, Neuengland der Alten Welt den Krieg erklärte . . .

*

Eli Whitney ist siebenundzwanzig Jahre alt, als er die Hochchule verläßt. Mit seinem Vater liegt er noch immer in haßerfüllter Fehde. Der Alte gibt kein Geld, weder fürs Studium noch für den Unterhalt, also muß Eli es sich verdienen. Als der Krieg vorüber war, stellte er sich um und erzeugte statt Gewehren, für die eine junge amerikanische Welt nun vorderhand keine Verwendung mehr hatte, Haarnadeln und Spazierstöcke. So kam es, daß Amerikas Männer und Frauen zu gleichen Teilen die Mittel beisteuerten, die Elis Studium verschlang. Er promoviert. Einer seiner Lehrer schüttelt den weißhaarigen Kopf über den Schüler, dem über Nacht die Wiederherstellung eines mechanischen Apparates gelingt, den der alte Gelehrte zur Reparatur bereits außer Landes schicken wollte. „Ich glaube nicht", sagte der alte Professor einem Kollegen, „daß ein Amerikaner imstande sein würde, diese verzwickte Apparatur wieder in Ordnung zu bringen." Der Gelehrte wußte eben noch nicht, daß mit Eli Whitney ein neuer Typ des Amerikaners den Schauplatz der Weltgeschichte betreten hatte.

Siebenundzwanzig Jahre ist Eli nun alt und erkennt, daß

damit nichts getan sei. Es hat keinen Zweck mehr, Gewehre zu bauen, und es macht ihm wenig Spaß, Spazierstöcke und Haarnadeln zu erzeugen. Mit seiner Familie ist er zerfallen, dem Boden entfremdet, den sein Vater pflügt und erntet. Ein bißchen lockt ihn die weite Welt, und ein bißchen bedrückt es ihn, daß er zu Hause nicht mehr richtig daheim ist. Ein Farmer hat eine Heimat, die er mit Fingern greifen kann: seine Äcker. Elis Heimat, das neue Amerika, kann man noch nicht mit Händen tasten. Eines Tages reist Eli in den Süden ab, in den Süden, von dem sie alle als von der großen Hoffnung sprechen. Die Hoffnung der andern wird für Eli vorerst zur Enttäuschung: er hat im Sinne gehabt, eine Lehrerstelle bei den Kindern eines reichen Pflanzers anzunehmen; da er aber im Staate Georgien anlangt und sich vorstellen will, erfährt er, daß der Posten bereits besetzt ist. Sein erster Impuls ist nun, in den Norden zurückzukehren. Aber er bleibt im Süden. Er hat vor, die Rechte zu studieren, um sich fortzubringen, aber er klappt die Bücher gar nicht erst auf. Denn da ist Mistreß Green. Sie wird ihm zum Schicksal, obgleich sie viel zu alt für ihn ist und obgleich sie sich gar nicht lieben, sondern nur befreundet sind. Mistreß Green ist seine Wirtin und beinahe mütterlich um ihn besorgt. Kein Wunder, daß Eli, der mit Mutter und Vater im Streite lebt, davon bezaubert wird. Mister Green ist ein alter Haudegen, Eli kennt ihn aus den Tagen des Krieges. Jetzt aber ist Frieden, und der alternde General sitzt zu Hause und erzählt von seinen Abenteuern. Mistreß Green sitzt daneben und stickt. Eli wird von diesem Familienidyll eingesponnen; er bleibt bei dem Ehepaar Green, aber seine Finger zucken tatenhungrig. Da er nichts Besseres zu tun hat, bastelt er, während er Mister Greens Heldentaten lauscht, an einem Stickrahmen für dessen Gattin. Er will der Dame seine Dankbarkeit beweisen, und das gelingt ihm voll und ganz. Mistreß Green ist begeistert. Der neue Stickrahmen macht die Runde im Ort, und die stolze Besitzerin kann nicht genug rühmen, wieviel Arbeit er spart.

Sie zeigt den Rahmen auch den Bekannten aus den südlichen Provinzen, die manchmal zu Besuch kommen und von ihren Sorgen und Nöten sprechen. Daß sie Baumwolle bauen, erzählen sie und fragen bitter, wer diese Baumwolle kaufen solle, deren Preis viel zu hoch sei. Und wie man mit den Preisen heruntergehen könnte, da die Verarbeitungskosten fast mehr verschlängen, als die ganze Ernte einbringe.

Eli hört zerstreut zu. Er weiß zur Not, was Baumwolle ist, aber er hat niemals eine Baumwollplantage gesehen und glaubt auch nicht, daß er jemals eine zu Gesicht bekommen werde. Er will ja eigentlich in den Norden zurück, und nur Mistreß Green zuliebe verschiebt er seine Abreise von Tag zu Tag, er weiß selbst kaum, warum. Aus Höflichkeit fragt er jetzt, was denn die Verarbeitungskosten so hoch treibe. Man blickt überrascht auf den merkwürdigen jungen Mann, der anscheinend vom Mond kommt, da er nicht weiß, welchen Aufwand an Zeit und Geduld es erfordere, die Baumwolle vom Schmutz und von andern Fremdkörpern zu reinigen. Wo lebt dieser junge Mensch? Hat er noch niemals einem Sklaven bei dieser Arbeit zugesehen und nachgerechnet, was dieser Sklave verzehrt, ehe er eine kleine Handvoll Baumwolle gebrauchsfertig gemacht hat? Ein alter Farmer fragt es spöttisch. Eli ist nicht gekränkt; er schaut den Mann arglos an und erwidert gleichgültig, daß er von Baumwolle nichts verstünde. Und alle lachen. Mistreß Green aber paßt es nicht, daß man über ihren Schützling lacht. „Laßt es nur gut sein“, eifert sie, „wenn dieser junge Mann auch nichts von eurer dummen Baumwolle weiß, so gibt es doch nichts, was er nicht vermöchte, wenn er es sich ernstlich in den Kopf setzt. Vielleicht wird gerade er euch aus eurer Not helfen!“ Das Gelächter schwillt an. Mistreß Green ist nun ernstlich böse und schreit hochroten Angesichts: „Ja, das wird er! Und wenn ihr euch auch hundertmal Gott weiß was auf eure Baumwolle einbildet! Baumwollpflanzer, Sklavenhalter wie ihr, das ist schon was Rechtes. Eli hat

mir einen Stickrahmen gebaut, um den mich alle Nachbarinnen beneiden!"

Eli erfährt nicht, wie der Streit endet, er verläßt das Zimmer. Er ist nachdenklich. Da ist Mistreß Green, die er gern hat, denn sie ist gut zu ihm. Und da ist das, was sie Baumwolle nennen, ein weißer Faserstoff, von dem er keine rechte Vorstellung hat. Es ist Abend, und er legt sich zu Bett. Als er am nächsten Morgen erwacht, wird er sich bewußt, daß er von Baumwolle geträumt hat. Wenn er bloß wüßte, wie solch eine Faser aussieht, die zu reinigen angeblich so große Mühe macht. Er verabschiedet sich von Mistreß Green, bloß für einige Tage, die er auf dem Land verbringen will. Die Frau hat längst vergessen, was sie am Vortag sagte. Aber Eli hat es nicht vergessen. Er fährt aufs Land hinaus, denn er will Baumwolle wachsen sehen.

Er sieht Baumwolle wachsen, und es macht ihm keinen besondern Eindruck. Er sieht Sklaven bei der Arbeit, Baumwolle zu reinigen, aber er denkt sich nicht viel dabei. Spielerisch rupft er ein paar Samenknollen, zerreibt sie zwischen den Fingern, spürt die schmeichelnde Umarmung der Fäden. Aber noch immer hat er zur Baumwolle keine Beziehung. Er kehrt heim und schließt sich in sein Zimmer ein. —

Um die gleiche Zeit, da Hamilton auf dem Papier errechnet, was Baumwollerzeugung im großen für Amerika bedeuten könnte, baut Eli Whitney an dem Apparat, der dies ermöglichen wird. Aber Eli denkt dabei nicht an Amerikas Macht und Größe, sondern er sieht der Mistreß Green gütiges Frauengesicht vor sich. Wie er ihr den Stickrahmen schenkte, so will er ihr auch seine neue Maschine darbringen; für sie bastelt er in seiner Kammer, denn sie soll nicht vergeblich an ihn geglaubt, ihn in Schutz genommen haben. Einen Zylinder baut Eli Whitney, ordnet darauf eine Reihe sägeblattartiger Zähne an, die über die Oberfläche des drehbaren Rades hervorragen. Die Zähne laufen durch enge Schlitze, zwischen Stäben hindurch. Die Drahtzähne, so folgert Eli, werden die Baumwolle fangen und zwischen die

Stäbe schieben, an denen die Samenknollen und der übrige Schmutz hängenbleiben sollen. In zehn Tagen ist das Modell fertig. Mistreß Green ist selig; sie kann es kaum erwarten, die neue Maschine vor den ungläubigen Baumwollpflanzern laufen zu lassen. Und die Maschine läuft. Die vorerst höhnischen Mienen der Männer, die sie umstehen, werden bald aufmerksam, ja gespannt. An ein Wunder beginnen sie zu glauben, als der Apparat plötzlich stillsteht: die Baumwolle hat sich zwischen den Zähnen zusammengeballt und die Stockung bewirkt. Gelächter brandet auf. Mistreß Green wird blaß, und Eli möchte vor Scham in den Boden sinken. Er reinigt die Sägezähne, die Maschine läuft wieder, aber bei sich meint er, daß sein Modell nichts tauge. Das ist die Geburtsstunde der Baumwollentkörnungsmaschine.

Elis zweites Modell zeigt einen Zylinder mit scharfen Bürsten zur steten Säuberung der Entkörnungsvorrichtung. Der Fehler der ersten Apparatur ist behoben. Eli weiß, daß seine Maschine ihren Zweck erfüllen wird. Aber er ahnt nicht, daß er Amerika mehr geschenkt hat als bloß eine Maschine, die im gleichen Zeitraum, in dem ein Sklave bisher zweieinhalb Kilogramm Baumwolle reinigte, vierhundert Kilogramm säubert. Er ahnt nicht, daß er, zum zweitenmal in seinem jungen Leben, als Pfadfinder für den Amerikanismus tätig war. Aber die Baumwollpflanzer im Süden spüren es. Sie, die Elis kleine Maschine vor kurzem noch verlachten, sie spüren jetzt, daß mit dieser Maschine eine neue Zeit für Amerika anbricht, sie dringen in Whitneys Haus ein und steh'en das Modell seines Apparates, um ihn nachbilden zu lassen, noch ehe der junge Erfinder ein Patent darauf erhalten hat. Und auch die Sklaven spüren die neue Zeit, die ihnen einen unangenehmen Wert verleiht. Wenn man Baumwolle erst billig herstellen kann, dann ist es möglich geworden, Baumwolle im großen anzubauen; wenn man Baumwolle aber im großen anbauen will, braucht man Männer, die sie pflanzen, Sklaven. Sprunghaft steigen die

Preise für Sklavenfleisch. Männer rüsten den Zug nach dem Süden, in die Wildnis, wo sie Land kaufen, roden und mit Baumwolle bepflanzen werden. Die Tabakfarmer von Virginia aber, deren Väter als Christen und gute Geschäftsleute mit dem Gedanken spielten, ihre Sklaven, die nichts einbrachten, freizulassen, sie verkaufen ihnen jetzt mit hohem Nutzen die Sklaven, die mit ihnen in die Wildnis ziehen sollen, um die Grenzen für die künftigen Baumwollkönigreiche des Südens abzustecken. Eli Whitney hat eine kleine Maschine gebaut, um Mistreß Green nicht zu enttäuschen. Diese Maschine hat ein neues Herrentum geschaffen und zugleich eine alte Knechtschaft erneuert. Konnte Eli Whitney das ahnen, als er damals auf dem Land einem Sklaven bei mühevoller Arbeit zusah? Konnte er ahnen, daß seine kleine Maschine Hunderttausende in das Joch harter Sklavenarbeit schmieden und dadurch mit der Anlaß zu einem blutigen Kriege werden würde? Konnte er ahnen, daß andere an seiner kleinen Maschine Millionen verdienen würden und daß er selbst vielleicht der einzige Amerikaner sein werde, der aus seiner Erfindung keinen Nutzen ziehen durfte?

*

Alexander Hamilton greift nach einem Papier, auf dem Zahlen stehen. Er liest: 1791 erzeugte die Welt 490 Millionen Pfund Baumwolle, von denen auf Amerika nicht einmal 140 000 Pfund entfielen. 1793 liefert allein der Süden der Union 487 000 Pfund, 1794 bereits 1 600 000 Pfund und wieder ein Jahr später über 6 Millionen.

Er greift nach einem andern Papier, einem Bericht aus dem Süden. Er liest: „Der Advokat, der Doktor, der Schulmeister kaufen, sobald sie einiges Geld verdient haben, Land und Neger und werden Pflanzer. Der Prediger, der eine Erbtochter oder eine reiche Witwe heiratet, wird Plantagenbesitzer. Der Kaufmann, der sich von der Unsicherheit des Geschäftes zurückzuziehen wünscht, verbringt sein Alter, in-

dem er zusieht, wie die Baumwollstaude aus dem frisch gedüngten Boden wächst . . ."

Hamilton schmunzelt: er hat gesiegt. Der Süden, sein Schmerzenskind, lebt und wird leben, solange es Baumwolle gibt. Der Süden ist reich geworden, und sein Reichtum fließt in die Kassen des Schatzsekretärs der Union.

Hamilton reibt sich die Hände. Er nimmt andere mit Zahlen bedeckte Papiere auf, in deren Studium er sich vertieft. Dabei löst sich ein schmales Aktenbündel, und ein beschriebenes Blatt flattert zu Boden, ohne daß Hamilton es beachtet. Es ist der Appell eines jungen Menschen namens Eli Whitney an den Kongreß, in dem Abhilfe gegen Patentverletzungen gefordert wird. Diese Bittschrift hat Hamilton zu lesen vergessen, denn sie enthält keine Ziffern, sondern bloß Worte, aus denen der Schatzsekretär sich nichts macht. „Meine Erfindung", so steht da, „war neu und von jeder andern scharf unterschieden; sie stand einzig und allein da. Sie war nicht verwandt mit irgend etwas, was vorher bekannt war, und es wird selten der Fall eintreten, daß eine Erfindung oder eine Verbesserung so deutlich gekennzeichnet und so klar und eingehend dargestellt werden kann; ich habe immer geglaubt, daß ich keine Schwierigkeiten hätte, Rechte zu beanspruchen, die beachtet werden, selbst wenn die Erfindung weniger wertvoll gewesen wäre und nur von einem kleinen Teil der Öffentlichkeit benutzt worden wäre. Da aber die Maschine fast für jeden Pflanzer in den Baumwollgebieten ungeheuer nutzbringend ist, waren alle daran interessiert, die Patentrechte zu verletzen, und jeder wurde deren Feind."

Ein Luftzug hat den Appell des jungen Erfinders Eli Whitney zu Boden geweht, und morgen wird die Aufwartefrau ein Blatt Papier beiseiteräumen, das die peinliche Ordnung des Zimmers stört, in dem der allmächtige Schatzsekretär der Vereinigten Staaten arbeitet.

*

2
Die kleine Jenny

Das Spinnrad schnurrt. Ein kleines Mädchen schläft zu seinen Füßen, die Beine eng an den Leib gezogen, als suche das Kind im Bereich des Baumwollgarns Schutz vor der Kälte, die mit der Dämmerung ins Zimmer geschlichen ist.

Unermüdlich schnurrt das Spinnrad; eine blasse Frau sitzt daran und spinnt mit klammen, welken Fingern, und ein Mann geht mit schweren Schritten auf und ab, auf und ab. Er wartet darauf, daß seine Frau ihm gesponnenes Garn für seine Webmaschine liefere. Längst hat er den kleinen Vorrat verwebt, den sie spann, und seine Maschine muß rasten. „Mach schneller!" fordert er, eher ergeben denn zornig, und die gleiche Antwort wird ihm, wie stets, wenn er seine Frau zur Eile mahnt: „Mann, ich kann nicht schneller!"

James Hargreave bleibt stehen. Er seufzt. Sechsmal soviel Garn und mehr noch könnte er verarbeiten, wenn man ihm genug Garn lieferte. Aber er ist arm. Er kann sich keinen andern Handspinner als Gehilfen halten als seine Frau, aber was sie an Garn liefert, das ist immer gleich wieder verwebt. Dann heißt es warten und im Zimmer auf und nieder gehen; dann erscheint das Dasein noch finsterer als vom Webstuhl aus betrachtet, an dem man sitzt und schafft und sich seiner Fertigkeit freut. Wenn James Hargreave untätig auf und nieder schreitet, dann sieht er alles schärfer und unerbittlicher als sonst: daß die Frau krank ist und nicht mehr gar lange am Spinnrad sitzen wird und daß sie ihre Krankheit auf das Kind vererbt hat, die kleine Jenny, die vorhin vom vertrauten Schnurren des Rades in kurzen, erbärmlichen Schlaf gelullt wurde. Wenn die Frau gesund wäre und besser zur Arbeit taugte, ja, wenn er bloß genug Garn hätte, um die eigene Arbeitskraft am Webstuhl voll auszunutzen, dann könnte es mit ihnen aufwärts gehen. Geld käme ins Haus, man

könnte Holz kaufen und müßte nicht so erbärmlich frieren. Herrgott, denkt James Hargreave, Herrgott, wenn . . .

Noch immer hat das Weib nicht genug Garn gesponnen, daß es sich verlohnte, den Webstuhl in Betrieb zu setzen. Wiederum ist ein Tag vergangen, und sie haben zuwenig geschafft! Sein Weib blinzelt mit müden Augen. Das ist das Zeichen: Mach Licht! James macht Licht und tritt an das Fenster, blickt in den Abend hinaus, der die Häuser von Stanhill noch grauer und ärmlicher erscheinen läßt als sonst. Und da er hinausschaut, denkt er etwas Neuartiges und Sonderbares: Er denkt, daß dort drüben, im Nachbarhaus, ein anderer Weber rastlos auf und nieder geht und auf das Garn wartet, das sein Weib spinnt, und im dritten Hause abermals ein Weber. Und so könnte er viele aufzählen, die er kennt, und Hunderte, ja vielleicht Tausende, die er nicht beim Namen kennt und die dennoch auf das gleiche Garn warten wie er; denn Lancashire ist groß, und der Weber gibt es mehr als Mäuse. Es gruselt ihn. Seinen eigenen Alltag kennt er, Sorge und Mühe; dagegen ist er längst stumpf geworden. Aber was er niemals noch bedachte, das ist der Alltag der andern, ihre gleiche Sorge, gleiche Mühe, der Alltag der tausende Weber, die er nicht kennt und die doch seine Brüder sind, da sie gleich ihm auf Garn warten, das ihre Frauen spinnen. In diesem Augenblick, da er das denkt, nimmt er zur eigenen Bürde noch die der andern auf sich, und das ist zuviel! Unerträglich eng um die Brust wird es dem Mann, er möchte aufschreien vor ohnmächtiger Qual, aber er röchelt bloß.

Die Augen der Frau richten sich ängstlich auf den Mann, der da mit geballten Fäusten am Fenster steht und bereit erscheint, sich auf einen unsichtbaren Feind zu stürzen. Sie versteht ihn nicht und ruft ihn an: „James!“ Vielleicht hat sie auch eine Bewegung gemacht, denn das Kind, die kleine Jenny, fährt mit einem Angstlaut aus dem Schlaf, findet sich nicht gleich zurecht, greift, Halt suchend, mit den dünnen Ärmchen um sich und wirft dabei das Spinnrad

um. Da liegt es, das Spinnrad und summt weiter, ins Leere hinein.

Der erste Griff der Mutter ist nach dem Kind, das sie vor des Vaters Zorn schützen will. Dann bückt sie sich nach dem Rad, um es aufzuheben, fährt aber erschrocken zurück, als der Mann sie anbrüllt: „Die Hand weg vom Rad!"

Die kleine Jenny weint leise vor sich hin, aber die Frau beachtet es nicht; sie blickt unverwandt auf den Mann, dem die Augen schier aus den Höhlen treten, während er das Rad anstarrt, das weitersummt und seinen Faden fortspinnt, obgleich die Spindel jetzt senkrecht steht und nicht waagrecht wie sonst.

Schweiß bricht aus des Mannes Stirn. „James, um's Himmels willen, James, was ist in dich gefahren?" greint die Frau fassungslos. Aber er schweigt noch und zeigt nur mit beredtem Finger auf das Rad.

„Weib", stammelt er dann nach einer bangen Weile, „Weib, siehst du denn nicht, es läuft, es läuft trotzdem . . ."

„Ja", murmelt sie verständnislos-begütigend, „ja, gewiß, es läuft."

Dann greift sie nach dem Rad und hebt es auf, ohne daß James es ihr verwehrt. Sie spinnt wieder und tröstet mit leisen Worten das wimmernde Kind. Aber Hargreave steht noch immer, wo er stand: seine Finger tasten im Leeren, seine Stirn ist gefurcht und bleibt grüblerisch, bis die Frau Feierabend macht und das Kind zu Bett bringt. Nun setzt sie James sein Abendbrot vor; er berührt es nicht. „Wenn ich", flüstert er plötzlich und blickt sie fiebrig an, „wenn ich das Ding baute, das ich vor mir sehe?"

„Was willst du bauen?" fragt die Frau. Der nüchterne Ton ihrer Stimme bringt ihn zu sich. Er erschrickt selbst. Wohin führt ihn der Wahn? Heißt es nicht, Gott versuchen, wenn man erschaffen will, was es auf Erden noch nicht gibt? Aber hat Gott ihm nicht einen deutlichen Wink gegeben, mit dem umgestürzten Spinnrad, Gott, der sonst für die Weber nicht viel übrig hat?

1936. V./10

„Weib“, sagte er jetzt, vorsichtig tastend, „ich weiß etwas, was kein anderer Spinner in England und anderswo weiß. Ich weiß, wie ein einzelner Mensch statt einem einzigen Faden viele Fäden zugleich ausspinnen könnte.“

„O Gott!“ erwidert die Frau, sonst nichts. Sie spricht es voll Sorge. Wer soll sich morgen an den Webstuhl setzen und das Nötigste schaffen, wenn der Mann den Verstand verloren hat, zu träumen, zu faseln beginnt? Aber er spürt das Feindselige in ihrer Stimme, es erbost ihn.

Er schreit sie an: „Verstehst du denn noch immer nichts? Sitzest du auf deinen Augen? Jenny hat das Spinnrad umgeworfen, und der Faden wurde gleichwohl weitergesponnen! Die Spule braucht also nicht festzusitzen, wie wir immer dachten, sie kann beweglich angebracht und hin und her geschoben werden!“

Aber die Frau stammelt bloß: „Ja, ja. Und was weiter?“

Da springt er auf. Der Atem bricht schwer aus seiner Brust. Es ringt in ihm, es kämpft, es tobt. Die Frau möchte ihm helfen, aber sie weiß nicht wie. „Tu’s nicht!“ ruft sie, der Eingebung ihrer Sorge folgend. Sie spürt, daß er in Gefahr sei, daß ihrer aller Leben bedroht sei.

Sie fühlt richtig. Da er nun am Bette des Kindes steht, sieht er zwei Wege vor sich, die er beide gehen könnte. Der eine ist der graue Weg aller Tage, der wie durch ewige Dämmerung führt, der zweite aber ist anders, er weiß nicht wie. Sein Herz klopft stark und wild, wenn er an diesen andern Weg denkt, den er im gleichen Augenblick betreten müßte, in dem er sich entschloß, das Ding zu bauen, das er, zum Greifen deutlich, vor sich sieht. Er würde dann kein Weber mehr sein wie die andern, die Hunderte, die Tausende; aus der düstern Schar der Namenlosen würde er aufragen als ein Einzelner. Ihn friert fast bei diesem Gedanken. Er spürt: wärmer und sicherer ruht es sich im Bett der Namenlosigkeit, im Pferch eines Elends, das Ungezählte mit ihm teilen. Er spürt: das Elend der andern hilft ihm, das eigene zu tragen, und er wieder hilft den andern dadurch,

daß er sich von ihnen in nichts unterscheidet. Wenn er aber den andern, den neuen Weg beschreitet . . .?

„Tu's nicht!“ hört er den Rat der Frau. Aber kann er noch wählen, kann er noch zurück? Er weiß jetzt, daß er morgen nicht mehr am Webstuhl sitzen, sondern daß er an dem geheimnisvollen Ding bauen werde. Auch das ist Schicksal, denkt er.

Und plötzlich strahlt es in seinen Mienen auf. Er wendet sich zu seiner Frau, die zusammengesunken am Tisch sitzt und auf seine Rückkehr wartet, als sei er fortgegangen.

„Weib“, sagt er, „es ist auch darum, damit sie nicht mehr untätig auf das Garn zu warten brauchen, die andern! Garn im Überfluß wird künftig dasein, die Webstühle zu beschäftigen.“ Er sinnt, er lächelt, dann ringt es sich aus ihm wie ein Schrei: „Spürst du nicht, Weib, was das heißt, den Menschen helfen zu können, aus seinem eigenen Kopf heraus?“

Sie erbebt unwillkürlich. So feierlich, so schön auch, hat sie ihren Mann niemals gesehen, nicht einmal im Hochzeitsstaat vor dem Altar, als der Pfarrer sie zusammengab. Von seiner Stirn leuchtet ein Licht, vor dem sie ihre müden Augen schließen muß. „Gott helfe uns!“ sagt sie bloß.

Er aber tritt an das Bett des Kindes zurück. Seine rauhe Hand fährt über den blonden Scheitel der Schlafenden. „Du bist es, Kind“, flüstert er, „der ihnen hilft. Sie mögen es dir lohnen. Das Ding, das ich baue, soll darum auch nach dir heißen. Jenni-spinning soll es heißen . . .“

Er wiederholte das Wort mehrmals voll Zärtlichkeit. Es ist der Name seines Kindes.

*

In einem Winkel der Kammer steht die Jenny-spinning, ein Spinnrahmen mit acht senkrecht stehenden Spindeln und einem Rad; sie leistet die Arbeit von dreißig bis vierzig Handspinnerinnen, aber sie könnte noch viel mehr vollbringen. In James Hargreaves Hirn ist der Plan zu einer

verbesserten Maschine fertig, die das Ausspinnen von hundertzwanzig Fäden ermöglichen wird, in der gleichen Zeit und mit der gleichen Mühe, die bisher auf einen einzigen Faden verwendet werden mußte.

Es ist Abend. Ein Jahr ist vergangen seit jenem andern Abend, da Jenny das Spinnrad umstieß; man schreibt nun das Jahr des Heiles 1768. James Hargreave sitzt am Tisch, die Arme hat er aufgestützt und das Haupt in ihnen geborgen. Je öfter er überdenkt, was geschehen ist, desto weniger begreift er es. Dort im Winkel der Kammer steht die Jenny-spinning, sie leistet, was sie versprach, und sie könnte noch mehr leisten, ungleich mehr, aber doch ist alles ganz anders gekommen. Seit er nicht mehr webt, sondern Tag und Nacht an seinen Modellen baut, sind sie noch ärmer geworden, als sie waren; sie leben jetzt ausschließlich von dem, was die Frau durch Spinnen erwirbt. Aber das hat James vorausgewußt, und auch die Frau hat es geahnt. Nicht die drückende Armut, die bittere Not sind das Unerwartete, das Erschreckend-Neue in seinem Leben. Etwas anderes ist es . . .

Da betritt die Frau das Zimmer und macht sich zu schaffen; James bemerkt, daß sie etwas auf dem Herzen habe, aber mit der Sprache nicht recht herauswolle. Also fragt er sie, was es denn gebe. Sie schüttelt zuerst stumm den Kopf, Tränen, die sie zurückhalten will, drängen aus den Augen. Mit den Tränen kommen die Worte: Milch wollte sie haben für Jenny, und es ist doch kein Geld im Haus. Da ging sie hinüber zur Smith, zur Nachbarin, die ihr auszuhelfen pflegt, wenn nichts im Haus ist. Die Smith aber war so sonderbar. „Keine Milch mehr für dich!“ sagte sie barsch, mit eingekniffenen Lippen, und wollte ins Haus zurück. „Aber ich stellte sie“, berichtet Frau Hargreave, „ich fragte sie, was sie denn gegen mich habe. Die Smith schaute ängstlich nach der Stube, darin ihr Mann beim Essen saß, und wollte zuerst nichts sagen. Dann flüsterte sie mir zu: ‚Ich darf nun auch nicht mehr mit dir umgehen. Smith hat es

verboten. Und darum darf ich dir auch nicht mehr mit Milch aushelfen.'“

„Und warum?“ fragt Hargreave mit undurchdringlicher Miene.

Frau Hargreave antwortet mit einer Geste; wortlos weist sie auf Jenny-spinning.

„Und warum?“ wiederholt Hargreave, etwas leiser als das erstemal. Da schreit die Frau: „Sie alle sagen, daß du ihr Feind seist, der Feind der Spinnerinnen. Sie sagen, daß deine Teufelsmaschine ihnen das Brot aus dem Mund stehlen werde. Das sagen sie. Ich kann nichts dafür!“

Da ist es wieder das Unfaßbare, das Grauenhafte, das an dem Tag begann, da Hargreave die Nachbarn einlud, seine Jenny-spinning zu besehen. Stumm standen alle, bis plötzlich eine alte Spinnerin fragte: „Und was geschieht mit uns, Hargreave, wenn dein Ding da unsere Arme ersetzt und unsere Arbeit wertlos macht?“

Das war der Anfang. Zuerst lachte Hargreave; er war bereit, mit jedem einzeln zu verhandeln und aufzuklären, daß seine Maschine neue Arbeit schaffe und daher Brot. Aber bloß die Weber nickten dazu und auch sie ein wenig mißtrauisch. Die Spinnerinnen und ihr Anhang machten gleich böse Mienen, tuschelten untereinander und verließen bald darauf trotzig James' Haus. Frau Hargreave bekam es zuerst zu spüren. Am nächsten Tag sprach keine Spinnerin sie mehr auf der Straße an. Und bald zeigten sich auch die Weber feindselig, die Weber, die aus der Jenny-spinning doch nur Vorteile haben und Nutzen ziehen könnten! Aber die Weber hielten zu den Spinnerinnen und ihrem Anhang. Eine Mauer von Unverständnis, Verleumdung und Haß sah James sich gegenüber. Er weiß längst nicht mehr aus noch ein. Tagelang sitzt er an seinem Tisch und grübelt. Aber er findet den Fehler nicht.

„Was soll aus uns werden?“ fragt Frau Hargreave jetzt, „aus uns und aus unserm Kind?“

Tiefer sinkt James' Haupt in die aufgestützten Arme.

Auch er weiß nicht, was aus ihnen werden soll. Denn er versteht die Menschen nicht mehr. Warum lassen sie ihm nicht wenigstens die Zeit, die er braucht, um ihnen zu beweisen, daß seine Jenny-spinning ihnen zehnmal soviel Arbeit und Verdienst geben könnte als ihrer Hände armseliges Stümpern? Aber sie geben ihm diese Frist nicht; ausgestoßen haben sie ihn aus ihrem Kreis. Als Verfemter lebt er unter den Nachbarn, sein Weib ist es unter den Weibern, sein Kind unter den Kindern . . . Ist er also doch den falschen Weg gegangen? Er starrt vor sich hin. Er faßt es nicht, soviel er auch grübelt. Er ist so müde; er möchte schlafen. „Morgen", sagt er, „morgen, Weib. Vielleicht werde ich morgen Rat wissen." Aber das ist kein Trost für sie, die aus ihrem Leben aufgescheucht wurde. Sie ahnt dumpf, daß sie ihren Frieden nie mehr finden werde, und sie vermag doch nichts gegen den Willen ihres Mannes, der ihr manchmal zum Fürchten hart erscheint. Warum gibt er nicht nach? Warum läßt er zu aller andern Not nun noch den Haß einer ganzen Welt auf ihre schwachen, müden Schultern? Schwer seufzt sie, als sie jetzt zum Tisch tritt und Brotreste in ihre Schürze sammelt, die noch von den Tränen naß ist.

Plötzlich horcht sie auf. Man hat die Haustür geöffnet, und nun vernimmt sie Männerschritte auf dem Flur. James Hargreave hat sich noch nicht erhoben, als die Kammertüre roh aufgestoßen wird und ein Haufe Männer eintritt. James kennt sie alle, Smith, sein Nachbar, führt sie an; es sind die Gatten und Brüder der Spinnerinnen, und auch einige Weber sind darunter. Hargreave starrt Smith verständnislos ins Gesicht, das verlegen und entschlossen zugleich ist.

„Wir kommen wegen der da", sagt Smith sofort und zeigt auf die Jenny-spinning. „Sie muß weg, und das für immer, denn wir wollen sie nicht dulden!" Die andern murmeln Beifall, zuerst leise, dann lauter. Schließlich werden Rufe laut, so drohend, daß Frau Hargreave vor ihnen in die Küche flüchtet, wo Jenny schläft. Hargreave macht unwillkürlich

ein paar Schritte zurück; er steht jetzt vor seinem Werk. „Laßt euch doch sagen, Männer . . .“ beginnt er, aber Smith schneidet ihm die Rede ab.

„Genug gesagt und gesprochen, Hargreave“, bedeutet er ihm ernst. „Wir haben unter uns beschlossen, daß dieses Ding dort, deine Maschine, sterben muß, auf daß wir leben können. Und das ist, meine ich, nicht zuviel verlangt, da wir Menschen sind, dieses Ding dort aber etwas Totes ist. Das haben wir beschlossen, und es bleibt dabei, darüber ist nicht mehr zu verhandeln. Wir sind gekommen, Hargreave, um dich zu fragen, ob du es selbst tun willst oder ob wir es tun sollen?“

„Was soll ich tun?“ schreit Hargreave, der es blitzartig erfaßt und die Hände schützend ausbreitet.

„Du sollst ein Beil nehmen und sie zerstören“, erwidert Smith ruhig, „denn sie tut nicht gut.“

„Niemals.“ Hargreave ruft es und weiß, daß er nicht zu tun vermöchte, was die Männer von ihm fordern; daß er lieber selbst sterben wollte als Hand anlegen an sein Werk. Ein Jahr ist erst vergangen, seit er fremd geht, die andere Straße, von der er nicht wußte, wohin sie führe. Aber in diesem Jahre wurde er ein anderer: teurer als Weib und Kind und Leben ist ihm seine Maschine. Er wird sie schützen, mit seinem Leib schützen, wenn es sein muß. „Mörder seid ihr“, kreischt er, „Narren und Mörder!“

Da ist es, als würfen die Wände das Wort zurück. „Mörder!“ gellt es nun von allen Seiten auf ihn zu, Arme recken sich gegen ihn, Fäuste ballen sich und holen zum Schlag aus. Sie dringen auf ihn ein. Noch steht James, sieht sein Weib totenblaß in der Tür erscheinen, das wild schreiende Kind im Arm. Er fühlt harte Schläge auf seinem Körper, er schlägt zurück. Dann sinkt er zu Boden. Gott hat ihm nicht einmal die Gnade einer Ohnmacht beschert. Aus einer Kopfwunde blutet er, aber das Blut rieselt zur Seite und hindert den Blick nicht. James sieht, er erfaßt, was geschieht. Mit Äxten, die sie mitgebracht haben, zerschlagen sie die

Maschine, seine Jenny-spinning. Und andere Männer, die ohne Waffe kamen, zertrümmern die Stühle im Zimmer und hauen mit den Stuhlbeinen drein.

James Hargreave blutet, er kann den Kopf nicht mehr bewegen, aber sein Hirn arbeitet fieberhaft. Die Jenny-spinning, die in der Ecke stand, ist nicht mehr; sie haben sie vernichtet. Aber die andere Jenny-spinning in seinem Kopf, die lebt, und sie können sie nicht erschlagen. „Ich werde sie neu aufbauen!" ruft James trotzig den Männern zu.

„Dann werden wir dich erschlagen, Hargreave", erwidert ihm einer, finster und entschlossen. Keiner der Männer spricht sonst noch ein Wort. Sichern Schrittes gehen sie aus der Kammer, keinen Blick haben sie für die Trümmer der Maschine und für den blutenden Mann am Boden.

„Ich werde sie wieder aufbauen!" flüstert James. Er muß das sagen, er muß das hoffen dürfen, sonst stürbe er jetzt mit seinem Werk. Seine Frau kniet bei ihm, mit Wasser und Linnen. „Du wirst es nicht tun, James", fleht sie, „nicht wahr, du wirst es nicht tun?!"

„Ich werde es tun", lächelt er zurück. Ja, er lächelt. Er ist im Augenblick nicht ganz bei sich. Er meint zu schweben, so leicht ist ihm, als rinne mit seinem Blut alles Schwere, Drückende aus ihm fort.

*

Der Schriftsteller betritt pfeifend das düstere Haus, das Armenhaus von Nottingham. Er läßt sich dem Leiter der Anstalt melden, wird sogleich empfangen und trägt dem Mann sein Anliegen vor: Er sammle soziale Stoffe, das Publikum lese dergleichen gern; er wünsche, durch das Armenhaus von Nottingham geführt zu werden, vielleicht ließen sich seine Eindrücke zu einem recht packenden Bericht verarbeiten. Der Anstaltleiter schmunzelt geschmeichelt. Aber er gibt der Befürchtung Ausdruck, der Herr werde enttäuscht sein; das Armenhaus von Nottingham berge wenig Sehenswertes: einige arme Teufel, mehr oder minder bei

Verstand, wenngleich — und hier lacht der Direktor schallend — alle bei bestem Appetit.

Sie gehen durch die Räume. Der Schriftsteller spricht hier und dort einen der Greise an und macht sich Notizen. Aber er ist in der Tat enttäuscht, wie einer, der unter Kieseln vergeblich nach einem Diamanten sucht. Alltäglich ist, was er da hört, daß einer arm geboren wurde, arm gelebt habe und arm sterben werde. Er steckt sein Notizbuch ein und lauscht eigentlich bloß mehr aus Höflichkeit den erklärenden Worten des Direktors, der ihm die Kammertüren öffnet. Wiederum klinkt der Führer eine Tür auf, und der Schriftsteller wirft einen gleichgültigen Blick auf die immer gleiche Einrichtung: eine Pritsche, einen Tisch, einen Stuhl . . . doch halt, in der Ecke des Raumes sieht er ein eigenartiges Gerät. Ein Rad erhebt sich aus einem Gerüst von Stangen und Spulen. Des Schriftstellers Neugierde ist erwacht, er tritt näher und gewahrt nun einen alten Mann am Tisch sitzend, der die Lippen bewegt, als bete er.

„Hargreave", sagt der Leiter des Armenhauses und tippt sich mit dem Zeigefinger kennzeichnend an die Stirn. „Hargreave?" wiederholt der Schriftsteller, aber der Name sagt ihm nichts. „Er bildet sich ein, Erfinder zu sein, ein Genie!" lächelt der Direktor. Auch der Schriftsteller lächelt und tritt näher an den Apparat heran; auf dergleichen versteht er sich ein bißchen, denn er hat ein Buch über Erfinder geschrieben. Und plötzlich lacht er schallend auf: „Sieh da", ruft er, „eine Jenny-spinning! Wenn auch reichlich dilettantisch und primtiv nachgebildet!"

Da horcht der Greis an seinem Tisch auf, erhebt sich und humpelt näher. Etwas wie ein Lächeln zeigt sich im Runzelwerk seines verwüsteten Gesichts, ein seltsames Zucken und Brennen. „Jenny-spinning!" lispelt er, und seine toten Augen bekommen Leben. Einen Namen hat er gehört, und es ist, als reiße der vertraute Wortklang noch ein letztes Mal die Nebel auseinander, die über seinem Bewußtsein liegen.

„Woher hast du die?" fragt ihn der Schriftsteller. „Er

hat sie selbst gebaut", nimmt der Direktor das Wort. „Er hat nicht Ruhe gegeben, ehe wir ihm die nötigen Materialien verschafften." Er zuckt die Achseln.

„Es ist sonderbar", sagt jetzt der Schriftsteller, „jeder kennt die Jenny-spinning, und doch weiß man nicht, wer sie eigentlich zuerst gebaut hat."

„Ich habe sie zuerst gebaut!" spricht der Greis. Der Direktor lacht, auch der Schriftsteller will lachen, aber es gelingt ihm nicht. Etwas Zwingendes hat der Ton der Greisenstimme. Nein, dieser Mann lügt nicht, noch faselt er. Da steckt etwas dahinter. „Erzähle!" fordert der Schriftsteller; er vergißt in seiner Erregung sogar, den Notizblock zu ziehen.

Und der Greis erzählt. Von einem Mädchen, das einst ein Spinnrad umstieß, von einem Mädchen, das in Armut und Krankheit starb. Von einem Weib, das bis in die Todesstunde hinein spann, das noch im Sterben die Finger verkrampft hielt, als spinne es einen Faden aus. Und von einer Maschine erzählt der Greis, die die Menschen beleidigte. Sie wurde von Nachbarn zertrümmert, er baute sie neu. Aber abermals drang man in sein Haus, zerschlug sein Modell, und er kam kaum mit dem nackten Leben davon. Er floh nach Nottingham und begann noch einmal von vorn. Hier hatte er wenigstens nicht für sein Leben zu fürchten, die Behörde schützte seine Werkstatt. Alles schien nun zu geraten: die Weber kamen in sein Haus, priesen die Jenny-spinning und konnten nicht genug über die Maschine erfahren, ihre Einrichtung, ihren Zweck und wie man sie baue. Hargreave sagte ihnen bereitwillig, was sie zu wissen begehrten, voll Glück, daß man ihn nicht mehr für den Feind der Weber hielte. Wochen vergingen so, bis er dahinterkam, daß die Weber seine Maschine nachbauten. In seiner Freude über die täglich wachsende Anteilnahme der Weber von Nottingham für die Jenny-spinning hatte Hargreave vergessen, sich einen Freibrief für sein Werk ausstellen zu lassen.

„Ich habe Prozesse geführt", sagte der Greis resigniert, „so viele Prozesse . . . ich habe sie alle verloren. Denn, Herr, ich war arm. Und die andern, die mich bestohlen hatten, sie waren reich geworden durch meine Jenny, meine kleine Jenny . . " Der Greis brütet eine Weile vor sich hin. Dann tritt er zu seinem Modell, streicht mit zitternder Hand darüber hin und flüstert: „Und dabei ist sie brav, meine kleine Jenny. Mancher harte Taler wäre mit ihr zu verdienen gewesen . . ."

„Mancher Taler, sagst du?" ruft der Schriftsteller und schlägt die Hände überm Kopf zusammen. „Mann, Greis, ja weißt du denn nicht, was in der Welt vorgeht?!" Und zum Direktor gewendet spricht der Schriftsteller erregt: „Von einigen Talern faselt dieser Herr und weiß nicht, daß der Umsatz von Baumwollgespinsten dem englischen Handel neuestens jährlich achthundert Millionen Taler einbringt." Er wendet sich zu Hargreave zurück. Aber der sitzt nun wieder teilnahmlos an seinem Tisch. mit toten Augen und hat alles vergessen.

Der Schriftsteller ist ganz aus dem Häuschen. Er wird der Welt erzählen, daß im Armenhaus von Nottingham der Erfinder der Jenny-spinning lebe und Gnadenbrot verzehre. Er wird England die Kunde von einem seiner größten Männer schenken, er allein. Er drängt fort. Keinen Blick schenkt er mehr dem alten Mann, der die Lippen bewegt, als bete er, keinen Blick der armselig-primitiven Maschine in der Ecke der Kammer. Er schüttelt dem Direktor so heftig die Hand, daß dieser einen Wehlaut nicht unterdrücken kann, und ruft: „Ich danke Ihnen. Und ich verspreche Ihnen, daß alle englischen Zeitungen Ihren Namen veröffentlichen werden."

Der Schriftsteller hat Wort gehalten. Aber einige Tage, ehe England erfuhr, wer der Erfinder der populären Jenny-spinning sei, starb James Hargreave im Arbeitshaus von Nottingham in geistiger Umnachtung.

*

3
Figaros Scheidung

Eine flinke Hand seift ein, eine flinke Hand zieht das Rasiermesser ab, ein flinker Mund plaudert dazu: „Alle Morgen, meine Herren, möchte ich weinen, daß ich kein Weber bin, alle Morgen, meine Herren, auf Ehre. Denn Ihr Handwerk — bitte, wollen Sie den Kopf etwas senken, Mister Green, danke! — Ihr Handwerk . . . oh, ich Tölpel, sagte ich in der Tat Handwerk? Ihre Kunst meinte ich natürlich, Ihre Kunst. Eine Kunst ist die Weberei, Mister Green, und mich, der ich das Zeug zu einem Künstler in mir spüre, mich ließ das Schicksal einen simpeln Bartscherer werden. Wollen Sie den Kopf nun ein wenig heben, Mister Green? Verbindlichsten Dank! Dürfte ich doch mit Maschinen zu tun haben, wie Sie, meine Herren! Sie ahnen nicht, was Maschinen für mich bedeuten. Die einfachste Maschine jagt mir eine Gänsehaut der Ehrfurcht über den Rücken. Wir werden dann auch Ihren Schnurrbart etwas stutzen müssen, Mister Green, wenn es Ihnen genehm ist. Was sagte ich eben? Ja, Maschinen . . . Maschinen sind mein Leben. Und ich bin dazu verdammt, Bärte zu schaben und eiteln Gänsen von Frauenzimmern die Locken zu färben . . . Gleich, Mister Green, nur einen Augenblick noch Geduld, gleich sind wir fertig.“

Eine flinke Hand fährt über Mister Greens Wangen und Kinn, ein flinker Mund plaudert dazu. Wenn die Weber und die Spinner von Bolton in Lancashire sich unterhalten wollen, dann besuchen sie den kleinen Barbierladen des Richard Arkwright, über dessen Tür neben den üblichen Insignien Figaros die stolze Inschrift prangt: „Hier werden nach selbsterfundener Methode Frauenhaare in alle Modefarben umgefärbt!“ Das Geschäft in der Frauenabteilung ginge glänzend, würde Richard Arkwright sich bloß etwas mehr darum bekümmern. Aber tagaus, tagein steckt er in der Wohnkammer hinter dem Laden, und man bekommt

den Meister bloß zu Gesicht, wenn Weber und Spinner das Geschäft betreten, mit denen sich über Maschinen plaudern läßt. Dann dröhnt der Laden vom Lachen der Männer; und im Nebenraum warten die Frauen, die „eiteln Gänse“, wie Arkwright sie zu bezeichnen beliebt, vergeblich auf den Wundermann, der ihren Haaren jugendlich-leuchtende Farben geben soll.

„Richard“, ruft dann immer ein Weber, „Richard, sag uns, was macht Frau Arkwright?“

Richard, der mit dem Rasiermesser gerade phantastische Lufthiebe probt, zieht dann stets ein Mäulchen, und die Kunden wiehern vor Lachen. „Was fragen Sie, Mister Turner, was die Frau macht?“ seufzt Richard kläglich, „was sollte sie anderes tun als zanken?“ Wiederum brandet eine Lachsalve durch das Lokal, und die Weber halten sich die Bäuche. Arkwright aber macht jetzt vor Mister Green eine vollendete Verbeugung und bittet mit erneutem Kratzfuß Mister Turner in den Marterstuhl. „Wie gewöhnlich, nicht wahr?“ flötet er und dann: „Mistreß Turner ist wohlauf und die lieben Kinderchen? Ach, wie beneidenswert sind Sie doch, Mister Turner. Ich meine jetzt nicht Mistreß Turner, wenngleich sie eine vorzügliche Frau ist, sondern ich meine . . . Aber, Mister Turner, ich glaube, Sie sitzen zu tief? Darf ich Ihnen vielleicht ein kleines Kissen unterschieben? So . . . ich meine, Mister Turner, die Jennyspinning, mit der Sie jetzt zu tun haben, soviel ich weiß . . . Welches Glück, eine neue Maschine erproben zu dürfen, teilhaben zu dürfen am Fortschritt der Menschheit . . .“

Solcherart bringt Richard Arkwright das Gespräch auf das, was er gerade hören will. Beiläufig fragt er, niemand bemerkt den ernst-gespannten Ausdruck in seinen kleinen, flinken Äuglein, und um seine Absicht vollständig zu tarnen, zieht er sein Gesicht, das wie aus Gummi erscheint, in derart komische Falten, daß alle lachen müssen. Richard ist nicht gekränkt, wenn man über ihn lacht und Witze reißt. Im Gegenteil. Erst dann fühlt er sich sicher. Das Lachen der

andern ist die Schutzmaske, hinter der er das zuckende Herz eines jungen Menschen verbirgt, der sich alles Wissen um seine geliebte Mechanik zusammenstehlen muß. Er ist das dreizehnte Kind eines sehr armen Vaters und durfte niemals lernen, was seinen technischen Neigungen entsprach. Das ist auch heute nicht anders, ja, er darf nicht einmal sein Interesse zeigen. Fragte er die Meister gesittet und ernsthaft um das, was er zu wissen begehrt, man würde ihm bedeuten, er möge sich um seine ureigenen Angelegenheiten bekümmern, vielleicht sogar fürchten, ausgespäht zu werden, und darum mißtrauisch werden. Darum hüllt er sein Fragen und Forschen in tolle Kapriolen ein, wie man Bonbons mit dem Blickfang bunten Stanniols umgibt, und der pudelnärrische Barbier genießt die Narrenfreiheit, sagen und fragen zu dürfen, was er will. Selbst die Wahrheit darf er ungescheut aussprechen. Aus seinem Narrenmund klingt sie wie undrolliger Scherz. Maske ist Richards Narretei, daß er die sprichwörtlichen Absonderlichkeiten seines Standes auf die Spitze treibt, Maske und zugleich auch Panzer gegen jeden unbefugten Blick in sein Inneres, das wund ist vor Weh. Er steht auf falschem Platz im Leben und weiß das. Und sieht vorderhand keinen Weg zu sich selbst.

Auch diesmal ist Richards Trick gelungen. Nun hat er Mister Turner auf den Einfall gebracht, nicht ihm, bewahre nicht ihm selbst, aber doch Mister Green von seinen Erfahrungen mit der Jenny-spinning zu erzählen. Die Jenny-spinning, so berichtet Turner umständlich, sei wohl etwas wert, aber sie arbeite eben noch immer zuwenig rasch. Man komme mit dem Spinnen und Krämpeln der Zeuge auch jetzt noch nicht richtig vom Fleck. Man müsse die Menge von Baumwolle und Linnen bloß einmal gesehen haben, die die Unternehmer den Webern ins Haus lieferten und die nach dem Willen dieser Herren womöglich schon am nächsten Tag zu Kaliko verwebt wieder zurückgeliefert werden sollten! Selbst mit der neuen Jenny-spinning könnten die Frauen nicht genug Garn erzeugen, um den Hunger der

Webstühle nach Gespinst und den Hunger der Welt nach fertigem Gewebe zu befriedigen. Das setzt Mister Turner weitschweifig auseinander, und alle Kunden in Richard Arkwrights Barbierladen lauschen andächtig, obgleich sie nichts Neues hören. Aber es ist das, was sie alle beschäftigt, die große Sorge ihrer Tage und Nächte. Darum nicken sie und machen besorgte Mienen.

Da fragt eine kecke Stimme: „Und wenn man es möglich machte, Kleider ganz aus Baumwolle zu weben?“ Diesmal lachen sie nicht über Richard Arkwright, den Spaßvogel, obgleich er wie sonst, wenn er vorlaut war, sein Gesicht in übertriebene Kummerfalten legt, die um Verzeihung zu bitten scheinen, und ganz so tut, als wollte er jeden Augenblick in Tränen ausbrechen. Mister Turner runzelt die Brauen und sagt verweisend: „Richard, wo hast du den letzten Rest deines Verstandes gelassen? Kleider aus reiner Baumwolle, welch ein Unsinn! Wie sollte es möglich sein, so feine und zugleich so starke Fäden zu spinnen, daß sie den Einschlag aus Leinen ersetzen könnten? Das vermag auch die Jennyspinning nicht, denn ihre Fäden sind nicht widerstandsfähig genug. Du solltest besser den Mund halten, Richard, wenn ernste Männer reden!“

Aber schon tänzelt Richard, das Rasiermesser in der Faust, durch den Laden und trällert: „Ich hab' den letzten Rest Verstand verloren! Nun bin ich total übergeschnappt! Wehe mir!“ Da lachen die Weber schon wieder, und auch Mister Turner kann dem tanzenden Figaro nicht länger böse sein. Was versteht schließlich der Bartkratzer von der Weberei, dieser läppische Spaßmacher, der nicht einmal als Barbier auf einen grünen Zweig kommt!

Richard beugt sich jetzt wieder über seinen Kunden. Er läßt das Messer über Mister Turners Kinn laufen und gibt dabei in schrillem Singsang folgendes närrische Kauderwelsch von sich: „O meine Herren Weber, ich sah einmal einen rotglühenden Eisenstab ... ja, ja, einen Eisenstab, und dieser Eisenstab wurde durch zwei Walzen geschoben, zwei

schöne Walzen, zwei fette Walzen. Oh, wie er sich dort dehnte und streckte, mein Eisenstab! Ganz dünn wurde er, ganz dünn, wie ein Faden fast . . ." Das spricht Richard, halb singt er es und schneidet dazu Grimassen. Die feisten Bäckchen bläst er auf, wenn er die Dicke der Walzen sinnfällig machen will, dann wieder macht er sich so dünn er kann, streckt sich und reckt sich und zeigt eine erbärmliche Miene, als liefen die beiden fetten Walzen ihm selbst über den Bauch. Die Kunden wiehern vor Vergnügen.

„Was soll das nun wieder, Richard?" japst Green, dem die Luft auszugehen droht, „hat man das erhört? Zwei Walzen und ein Eisenstab! Solch ein Blödsinn!"

„Blödsinn!" spottet Richard zurück und ahmt Mister Greens Schnappen nach Atem so treffend nach, daß der Gefoppte vor Staunen den Mund zu schließen vergißt.

Im Nu aber ist Arkwright wieder ernst, spielt den Gekränkten und sagt im Leichenbitterton: „Aber, meine Herren, meine lieben Herren, ich meinte das doch ganz im Ernst. Denken Sie, wenn man einen Baumwollfaden durch zwei Walzen schicken und dünn machen könnte, dünn, so dünn . . . verzeihen, Sie, Mister Turner, ich hätte Sie jetzt beinahe geschnitten! Daran ist nur mein Einfall schuld . . ."

„Ein Barbier", murrt Turner, „soll keine Einfälle haben, sondern eine sichere Hand."

In diesem Augenblick hört man durch die Wand hindurch ein Dröhnen und Splittern. Es kommt aus dem Nebenraum, der Stube, die die Arkwrights bewohnen. Und eine Sekunde später schreit Mister Turner auf: seine Hand, die er rasch zum Kinn führt, kehrt blutgefärbt zurück. „Zum Teufel!" ruft er, „jetzt hat er mich richtig geschnitten, dieser Höllenrichard!"

Aber Richard ist verschwunden. Er ist zusammengefahren, als er den Lärm im Nebenzimmer hörte, und sehr bleich geworden. Dann ist er, das blutige Rasiermesser in der Hand,

einfach hinausgelaufen. Mister Turner, dessen linke Gesichtshälfte noch vom Seifenschaum verklebt ist, sieht ihm fassungslos nach.

*

Mistreß Arkwright ist von Natur aus eine derbe, gesunde Frau. Sie liebt es, den Linnenschrein, den Kleiderspind und die Vorratskammer prallgefüllt zu sehen, sie ist auch ein bißchen knickerig, wenn es nicht gerade die Bedürfnisse ihrer eigenen Person gilt. Sie stammt vom Lande und empfindet es als Schmach, wenn sie die Boltoner Bürgerfrauen reicher gekleidet und geputzt befinden muß als sich selbst.

Arkwright hat sie zu jener Zeit kennengelernt, da er auf dem Land umherzog und die Haare armer Bauernmädchen aufkaufte, die er dann in seinem Perückenladen verarbeitete. Seiner spätern Frau lange, blonde Mähne tat es ihm an. Er konnte sich an dieser Pracht nicht satt sehen, kam immer wieder ins Dorf und heiratete das Mädchen schließlich; auch darum, weil er keine Möglichkeit sah, sich ihren Haarschmuck dauernd zu sichern, den zu verkaufen die Bauerntochter sich standhaft weigerte. Frau Arkwright sehnte sich damals nach der Stadt; sie fand sich zu schade, um auf dem Lande, zwischen dem Vieh, zu verblühen. Sie heiratete Richard und zog mit ihm nach Bolton.

Sie hat es bald genug bereut. Alles vermag Frau Arkwright zu begreifen, nur eines nicht, wie jemand sichern Gewinn aus der Hand lassen könnte. Sie hatte einen jungen Menschen geehelicht, der neben einem gutgehenden Barbierladen ein einträgliches Perückenmachergeschäft betrieb und den seine jüngste Erfindung, Haare beliebig färben zu können, in wenigen Jahren reich zu machen versprach. Nun griff es sie an der Gesundheit an, es machte sie blaß und schlank und krank, als sie mit der Zeit erkannte, wes Geistes ihr Mann war, der sein Geschäft immer mehr vernachlässigte, um in der Kammer, die an den Laden grenzt, zu basteln und zu spielen wie ein Knabe. Von dieser Zeit an ist ihre

Ehe eine Hölle. Der Laden mag voll Kunden sein, Richard weigert sich höhnisch, ihn zu betreten, wenn er gerade an einem seiner windigen Modelle baut. Frau Arkwright ärgert sich grün und blau. Sie ist bloß mehr ein Schatten ihrer selbst; ihr Toilettenschrank ist so leer wie die Wirtschaftskasse und die Vorratskammer, ja, es beginnt bereits am Nötigsten in Haus und Küche zu fehlen. Frau Arkwright verläßt seit einiger Zeit die Wohnung nicht mehr, weil sie auf der Straße Frauen begegnen könnte, die über ihre geflickte Kleidung und den billigen Abfall spotten könnten, den sie im Einholkörbchen nach Hause schafft. Aber ist mit Richard ein vernünftiges Wort zu reden? Ist diesem gefährlichen Tollkopf begreiflich zu machen, daß sie herrlich und in Freuden leben, daß sie jährlich ein hübsches Stück Geld zurücklegen könnten, wenn er bloß wieder im Laden erscheinen und Frauenhaare färben wollte? Macht Frau Arkwright ihrem Gatten aber Vorwürfe, so hört er meist gar nicht zu; pfeifend beschäftigt er sich mit seinen Maschinen, oder er schneidet ihr Grimassen, bis sie, vor Zorn heulend, aus dem Zimmer läuft. Oder er mimt selbst den Erzürnten und beginnt plötzlich, ohne jeden Übergang, zu brüllen und alles, was ihm unter die Finger kommt, kurz und klein zu schlagen. Dann flieht Frau Arkwright angsterfüllt in ihre kleine Küche und sieht nicht mehr, wie Richard hinter ihr dreinschleicht und den gutgespielten Zorn gleichsam wie ein Schnupftuch, das seinen Dienst getan hat, in die Tasche zurückgleiten läßt. Richard Arkwright nimmt seine Frau nicht ernst, nicht die Ehe, nicht den Beruf, nicht einmal sich selbst. Bloß seine Maschinen nimmt er ernst.

Seitdem er sich nun gar die Jenny-spinning beschafft hat, ist mit ihm überhaupt kein Auskommen mehr. Nur mehr für dieses Ding hat er Augen und Ohren; er schließt sich stundenlang ein und baut, singend und gestikulierend, an zwei Walzenpaaren herum, die in gleichmäßige Drehung zu versetzen ihm, dem Laien und Autodidakten, nicht gelingen will. Frau Arkwright haßt die Jenny-spinning, gegen

diese Maschine richtet sich all ihr Zorn, den Richard nicht zur Kenntnis nimmt. In dieser Maschine der Spinner sieht Frau Arkwright ihren persönlichen Feind und nicht bloß, weil es fast unmöglich ist, dieses plumpe Ding richtig abzustauben. Diese Maschine ist es, die, dem Satan gleich, ihren Richard täglich versucht und vom rechten Pfad bürgerlichen Erwerbfleißes abdrängt.

Und heute beschließt sie zu handeln. Sie hat es satt, so satt, zu greinen, zu schelten, zu weinen und vom Fleisch zu fallen. Sie erinnert sich der gesunden Fäuste, die Mutter ihr auf den Lebensweg mitgab. Ihr Blut kocht auf. Selbst wird sie sich ihr Recht verschaffen! Da Richard ausnahmsweise wieder einmal im Laden ist, um Stoppelbärte einfältiger Weber wegzukratzen, nimmt Frau Arkwright ihren Besen, befiehlt ihre Seele Gott und schlägt wild und wütig auf die Jenny-spinning los. Das Blut steigt ihr in die Augen, ihr Herz klopft, als wollte es die pralle Brust sprengen. Sie genießt die Wollust, Verhaßtes zu vernichten; und da die Jenny-spinning ein Trümmerhaufen, ihr Rachedurst aber noch immer nicht befriedigt ist, haut Frau Arkwright nun auch auf das Walzenpaar ein, an das ihr Mann seine Tage und Nächte verzettelt. Den Lärm dieser Schlacht hört Arkwright in seinem Laden, und ihr verdankt Mister Turner seine Schramme am Kinn.

Und nun ist Richard im Zimmer. Mit fliegenden Armen und Beinen rast er auf sie zu, das Rasiermesser in der geschwungenen Hand, als wollte er der durch seinen Anblick ernüchterten Frau die Kehle durchschneiden. Aber er wirft das Messer fort und stürzt zuerst an den Tisch, auf dem die Trümmer seines Modells liegen. Mit einem einzigen Blick erkennt er, daß nichts zu retten ist. Jetzt erst wendet er sich der Frau zu; ihr ist nicht wohl zumute, ein Angriff dünkt ihr die beste Parade. „Dahin hast du mich getrieben", stammelt sie schuldbewußt, „das hast du nun davon!" Er schlägt sie nicht, wie sie erwartet. Bleich, mit verzerrtem Lächeln um die Lippen, steht er da, verschränkt die Arme

und fixiert sie. Was sie in seinem Hause noch wünsche, fragt er.

„Was ich noch wünsche?“ Seine verächtliche Miene treibt ihren Zorn wieder hoch. Hätte er sie geschlagen, sie würde es verstanden und ihn um Verzeihung gebeten haben. „Was ich wünsche?“ wiederholt sie, nun vollends wütend, „daß du endlich zur Vernunft kämest und aufhörtest, Gott die Tage und mir das Geld aus dem Sack zu stehlen! Du Narr, du dreifacher, zehnfacher Narr, du! Daß nicht alle Welt über meinen Mann lachte und Grund hätte zum Lachen, das wünsche ich.“ Er macht eine Bewegung, aber der Strom ihres Hasses ist nicht einzudämmen. „Sie lachen nicht über dich, willst du sagen? Und damals, als du dir, um deiner Wahlpflicht zu genügen, Kleider ausborgen mußtest, weil deine zerrissen waren und du nicht einmal mehr Geld genug erwirbst, um dich anständig zu kleiden?! Damals lachte die ganze Stadt über dich. Und wie war es damals, als du eine Maschine bauen wolltest, die sich ohne Unterlaß von selbst bewegen sollte?!“

„Man nennt eine solche Maschine ein Perpetuum mobile“, flicht Richard belehrend ein, „du weißt nicht einmal das und unterfängst dich . . .“

„Man mag sie nennen, wie man will!“ eifert die Frau, „das ficht mich nicht an. Herr Wright allein hat dich richtig erkannt, als er dich einen Schwindler nannte. Er hat dir Geld gegeben für deine mechanischen Spielereien, und du hast das Geld verludert, ohne etwas zuwege zu bringen. Überall im Ort schilt Herr Wright dich einen Gauner und Betrüger. Und Gott allein weiß, wie recht er damit hat. Wright wird dich pfänden lassen, wir werden den Laden und die Wohnung verlieren und auf der Straße sitzen . . .!“ Tränen verschließen ihr den Mund. Darum hat Richard nun Gelegenheit, hervorzustoßen: „Hätte man mich lernen lassen, was jeder Mechanikerlehrling lernen darf, die einfachsten Handgriffe und Kniffe, dann müßte ich mich von diesem Krämer Wright jetzt nicht schlecht machen lassen. Aber ihr

könnt mir beide den Buckel herunterrutschen, er und du. Geh doch zum Teufel!"

„Ich soll zum Teufel gehen?" entrüstet sich Frau Arkwright. „Jetzt, da du mein Leben zerstört hast, jetzt schickst du mich zum Teufel? Ah, das ist stark!"

Aber er antwortet nicht mehr. Er steht nun an seinem Werktisch und hält die Trümmer seines Modells in der Hand. Frau Arkwright spürt, wie es in ihr sanfter wird. Schließlich hat sie ihm eine Lehre gegeben, an die er lange noch denken wird. Vielleicht sollte man den Zank nicht auf die Spitze treiben, gerade diesmal, wo sie kein ganz reines Gewissen hat.

„Richard", sagt sie versöhnlicher, „wenn du mir also geloben willst, von all diesem Unfug zu lassen . . .?!" Er blickt sie an, und sie erschrickt vor der Willenshärte, die aus seinen Augen bricht.

„Hinaus!" sagt er, beinahe sanft, „und daß du dich hier nicht mehr blicken läßt!"

Da weiß sie, daß es ihm Ernst ist. Aber sie faßt es noch nicht ganz. „Du wirst weiter Maschinen bauen?" stammelt sie.

„Hinaus!" wiederholt er bloß und ist mit seinen Gedanken schon ganz woanders. Da schleicht sie sich, wie ein geprügeltes Tier, zur Tür hinaus.

Er seufzt erleichtert auf. Mit seiner Frau, die ihn langweilte, ist er auch den Zwang losgeworden, Bärte zu kratzen, Haare zu färben. Morgen, nein, heute schon wird er auf seiner Ladentür einen Zettel anbringen: Wegen Scheidung gesperrt! Da werden die Boltoner wieder etwas zu lachen haben. Aber diesmal, diesmal lacht er mit!

*

Man schreibt das Jahr 1786.

Glocken läuten, Böllerschüsse krachen. König Georg III. von Großbritannien entsteigt seinem Reisewagen und winkt der Menge zu, die an der neuerbauten Straße Spalier steht. Kopf an Kopf drängen sie sich, Spinner und Spinnerinnen,

kleine Kinder auf den Armen, von den letzten Häusern Cromfords in Derbyshire angefangen bis zum Fuße des Hügels, auf dem sich Schloß Willersley erhebt.

Nur wenige Schritte vor seinen Arbeitern, einer unter ihnen und doch ihr Vater und Führer, steht Richard Arkwright und begrüßt seinen König. „Sir", beginnt der wohlbeleibte, ein wenig asthmatische Mann mit den gütigen und geistvollen Zügen, „ehe ich meiner und meiner Arbeiter Freude über die hohe Ehre des königlichen Besuches bewegten Ausdruck gebe, möchte ich von der Genugtuung sprechen, die wir alle fühlen, weil ein ruchloser Mordanschlag gegen die geheiligte Person des Königs mit Gottes Hilfe fehlschlug . . ." In wohlgesetzter Rede entledigt sich Richard Arkwright der Aufgabe, den König zu seiner Rettung aus Mörderhand zu beglückwünschen. Georg III. dankt. Arkwright gefällt ihm. Sollte man glauben, daß dieser Mann, der wie ein Erzvater unter seinen Arbeitern steht, die ihn vergöttern, daß dieser Mann, dem England nicht bloß die erste mit Wasserkraft betriebene Baumwollmühle, sondern auch eine neue Stadt, die Spinnerstadt Cromford, verdankt, einmal — und es sind noch nicht zwanzig Jahre her — als einfacher Bartscherer begann? Mit ungeheucheltem Interesse betritt Georg III. die erste Baumwollmühle in seinem Reich, den Ursprungsort des Fabrikationssystems in der englischen Textilindustrie, den Ursprungsort auch des Watertwist genannten Gespinstes, das in wenigen Jahren alle Märkte erobert hat. Man zeigt dem König nun die Maschine, die dies alles ermöglichte, zwei Walzenpaare, die übereinanderliegen und die durchgezogene Baumwolle als dünnen Faden hervortreten lassen, der sowohl angeschoren als auch verwebt werden kann; man erklärt dem König, daß diese Maschine die erste sei, die den ganzen Spinnvorgang automatisch vollführe, daß sie als erste die Herstellung von Kleidern aus reiner Baumwolle, ohne Leinenzusatz, ermögliche. Aber den König beschäftigt der Erfinder mehr als dessen Werk. Er zieht Arkwright ins Gespräch.

Wie es möglich sei, fragt Georg III., daß Arkwrights Arbeiter offensichtlich glücklich und zufrieden wären; und doch habe Arkwright nichts anderes vollbracht, als was jener unglückliche Hargreave zu tun beabsichtigte, dessen Werk von Arbeiterhänden zerstört wurde?

Richard Arkwright lächelt. „Sir“, erwidert er, „mir hat man Zeit gelassen. Und noch etwas, was beinahe ebenso wichtig ist: ich habe Glück gehabt!“ Und da Richard an der Seite des Königs zum Schloß emporsteigt, wo ein festlicher Imbiß vorbereitet ist, fährt er fort: „Ich war glücklicher als Hargreave, Sir, aber auch ein bißchen klüger als er. Ich lernte an seinem Schicksal; vor allem lernte ich schweigen. Ich verließ Lancashire, freiwillig, noch ehe man Genaues von meinen Plänen wußte. Auch ich wandte mich übrigens nach Nottingham, wo Hargreave lebte . . .“ Georg III. wirft dem Erzähler einen überraschten Blick zu, und Arkwright fügt sogleich hinzu: „Ich hatte abermals Glück, Sir. Ich fand zwei Männer, meine spätern Teilhaber Need und Strutt, die Vertrauen zu mir faßten und mir die Mittel gaben, meine Maschine zu vollenden und in Nottingham die erste Baumwollmühle, damals noch mit Pferdebetrieb, zu bauen.“ Mit leiserer Stimme fährt Richard fort: „Ich habe sie gebaut. Aber ich habe auch mit diesen meinen Augen zusehen müssen, wie eine Horde fanatisierter Spinner meinen Betrieb stürmte und niederbrannte. Soldaten des Königs, zum Schutz meiner Fabrik aufgeboten, standen dabei und lachten. Sie genossen das seltene Schauspiel einer brennenden Fabrik . . .“ Eine Unmutsfalte zeigt sich auf des Königs Stirn. Aber unerschrocken beschließt Arkwright seinen Bericht: „Was macht das aus, Sir? Ich kam nach Cromford und baute hier eine zweite Baumwollmühle.“

„Und niemand hat versucht, Ihnen Ihre Erfindung zu stehlen?“ fragt der König besänftigt.

„Man hat es natürlich versucht . . .“ Abermals lächelt Arkwright. „Man hat mir ein ähnliches Schicksal bereiten wollen wie Hargreave. Aber, wie ich schon sagte, Sir, ich

hatte Glück. Und, was noch wichtiger ist, ich hatte meine Maschine rechtzeitig schützen lassen. Hargreave verlor seine Prozesse. Ich gewann sie. Das ist der ganze Unterschied zwischen uns beiden."

An der Freitreppe des Schlosses steht alles zum Empfang des Königs bereit. Frau Arkwright, Richards zweite Gattin, versinkt in einem tiefen Knicks und wartet auf die Ansprache des Landesherrn. Aber noch einmal wendet Georg III. sich zurück. „Sie haben es geschafft, Arkwright. Ich wünsche Ihnen Glück. Sie sind beliebt, angesehen, erfolgreich und vermögend . . ." Des Königs Blick streift das prächtige Schloß.

„Mein Sohn wird einmal dreieinhalb Millionen Taler erben", sagt der Erfinder.

„Ich danke Ihnen, Sir Arkwright!" Der König wendet sich von seinem jüngsten Ritter ab und betritt mit seinem Gefolge das Schloß.

Am Abend, der König ist längst wieder abgereist, durchwandert der Großsheriff von Derbyshire, Sir Richard Arkwright, seiner Gewohnheit gemäß, noch einmal seinen Betrieb. Einen jungen Menschen, einen Lehrling, sieht er an seinem Werktisch basteln, obgleich es längst Feierabend ist. „Junge!" ruft Sir Arkwright, „Junge, ahnst du, wie gut du es hast, der du alles lernen darfst, was ein Mensch braucht, der sich mit Maschinen zu schaffen macht!? Da stehst du und probierst und vergißt Zeit und Ort dabei. Hätte ich als Kind lernen und probieren dürfen wie du, ich hätte mir viele Irrwege erspart!" Arkwright sagt es gütig, heiter, gar nicht lehrhaft. Er faßt den Knaben unters Kinn, blickt ihm in die Augen und murmelt: „Aber das verstehst du wohl nicht, mein Junge. Hast ja niemals Bärte schaben müssen, während du Maschinen bauen wolltest."

Dann kehrt der Vierundfünfzigjährige, wie stets ein bißchen keuchend, heim nach Schloß Willersley und schließt sich in sein Arbeitszimmer ein.

Lesen und Schreiben fallen ihm nämlich noch immer recht schwer. Er hofft aber, auch dies noch zu schaffen, ehe er stirbt.

(Fortsetzung folgt)

Fröhlicher Anhang



Aus guter alter Zeit: „Die neue Linie!“

Nach einem Metallschnitt von Otto Nückel

Zur hundertsten Wiederkehr des Geburtstages von Mark Twain

Von Hans Langkow



Eigentlich hieß er ja gar nicht Mark Twain. Aber der Name Samuel Langhorne Clemens klang vermutlich seinen Kameraden und Bekannten, voran ihm selbst, zu langstielig. Damals schon, als sein Besitzer noch Gold grub und auf dem „Vater der Ströme", dem Mississippi, als Bootsmann umhergondelte, da nannte er sich nach einem fachmännischen Zuruf der Flußleute beim Lotsen „Mark Twain". Unter diesem Namen ist er bekannt geworden in der Weite der Vereinigten Staaten und in der weiten Welt, dieser Samuel Langhorne Clemens, der am 30. November 1835 zu Florida im Staate Missouri geboren wurde. Und wo immer man diesen Namen nannte, wo immer man seine Werke las, da war ein Schmunzeln dabei oder ein helles Lachen, ein froher Dank für entspannte Stunden.

Er hat sich viel in mancherlei Berufen versucht, ehe er zu schreiben begann. Aber als er es tat, war der Erfolg bald da. In zahlreichen humoristischen Geschichten und Erzählungen, in autobiographischen Reiseschilderungen und vor allem in seinen großartigen Geschichten von Tom Sawyer und Huckleberry Finn hat sich Mark Twain in erster Linie als der Meister eines ganz eigenen amerikanischen Humors erwiesen.

Das ist eine ganz besondere Sorte von Humor, trocken und kurz, mit grotesken Bildern und Vergleichen. Im Original ist das in einem sehr derben Englisch geschrieben, naiv und besinnlich zugleich. Denn es ist nun nicht so, daß Mark Twain einfach ein „witzelnder Humorist" war. Er konnte bei allem Gemüt furchtbar bissig werden,

und er tat alles, um seine Landsleute und später sein Weltpublikum nicht nur zu erheitern, sondern auch lachen zu machen.

Als sein Ruhm wuchs — damals war er lange Zeit der Zeitung verschworen —, begab sich Mark Twain auch auf weitere Gebiete, persönlich wie schriftstellerisch. Er reiste teils zum Vergnügen, teils humoristischer Vorlesungen halber, durch Europa und schrieb in seiner Art auf, was er sah. Das Leben und Treiben der in Europa reisenden Amerikaner hat er sehr echt und immer noch gültig beschrieben.

Unsterblich aber über alles dies hinaus machen ihn seine Jungen „Tom Sawyer" und „Huckleberry Finn", deren Erlebnisse und Abenteuer er in mehrern Bänden behandelt hat. Hier hat er mit naiven Augen ein selbsterlebtes richtiges Jungenleben geschildert, wie es sich alle erträumen, die kleinen und die großen Jungen, auch solche, die schon Schnurrbärte haben und lange Hosen tragen! Dieser Jubel über Tom Sawyer geht durch alle gesunde Nationen. In diesen Büchern lebt der ganze Mark Twain, der große naive und doch erfahrene Schilderer, der Mann, der Weite und Abenteuer liebte und doch ein großer Junge blieb, und wohl der beste Humorist, den Amerika je geboren hat.

Mark Twain als Propagandachef

Von P. Richards

Aus den Tagen, welche Mark Twain als Redakteur des „Buffalo Expreß" verbrachte, stammen folgende Reminiszenzen, deren sein langjähriger Freund, der populäre amerikanische Schriftsteller Artemus Ward, in seiner Biographie des großen Humoristen erwähnt:

Im August 1869 erwarb Mark Twain einen Anteil an dem damals noch ganz unbedeutenden Blatt. Zu jener Zeit war Artemus Ward auf einer Vortragstour durch die westlichen Städte des Staates Neuyork begriffen, und als er in Buffalo eintraf, um da-

selbst einen Vortrag zu halten, war ihm sein treuer Begleiter, ein auf den Namen „Koko" hörender Hund, entlaufen.

Artemus Ward eilte sofort zu seinem alten Freund, um in dessen Blättchen fünfzig Dollar Belohnung demjenigen in Aussicht zu stellen, der ihm seinen Foxterrier wiederbrachte.

Unser Humorist war hocherfreut, seinen alten Kollegen wiederzusehen, und sagte: „Wir sind zwar mit unserer Abendausgabe bereits im Druck, aber um dir gefällig zu sein, wird dein Inserat noch in dieser Nummer erscheinen."

Artemus Ward ging zufrieden in sein Hotel zurück, aber unterwegs fiel ihm ein, daß er das Manuskript zu seinem Vortrag bei seinem Freund vergessen hatte.

Spornstreichs eilte er in die Redaktion des „Expreß" zurück. Alle Räume waren ausgestorben, nur aus dem Privatkontor Mark Twains blickte ein halbverwachsener Bursche, der ein Setzerlehrling zu sein schien, traurig zum Fenster hinaus.

„Ist denn kein Mensch hier?" rief Artemus Ward wütend.

„Nein", war die gelassene Antwort, „die sind alle fort, um Ihren Hund zu suchen!" —

Mark Twain tat aber gar bald sein menschenmöglichstes, um den Leserkreis des „Expreß" zu erweitern und die Ertragsfähigkeit des Blattes zu erhöhen.

Er begann mit einem „Salutatory" (einer Begrüßungsrede), in welcher er sagte, er wolle sich gleich zum Antritt seiner redaktionellen Tätigkeit mit seinen Lesern auseinandersetzen, damit sie wüßten, was sie von ihm zu erwarten hätten:

Er würde sein möglichstes tun, um sich des Fluchens zu enthalten — ausgenommen seien natürlich die Fälle, wo er über Mieten oder Steuern schreiben müsse. Mit Politik würde er sich nicht viel abgeben, denn das Blatt hätte einen sehr tüchtigen politischen Redakteur, der nur noch einige Monate Gefängnis brauche, um ganz perfekt zu werden. Gedichte würde er nur publizieren, wenn seine Leser ihn dazu reizen sollten.

Hingegen wolle er die Leitung des Inseratenteils persönlich in die Hand nehmen, und jeder, der eine gute Ware anzubieten habe, möge davon überzeugt sein, daß das Publikum sie kaufen werde, wenn ihm ihre Vorzüge im Anzeigenteil des „Expreß" durch wirkungsvolle Inserate auseinandergesetzt würden.

Das Blatt richte eine neue, demnächst ständig erscheinende Rubrik ein, in der fortlaufend alle Reklamefragen eine außergewöhnliche freundliche und sachliche Antwort erhalten würden.



„Dies ist die beste Karrikatur, die ich von mir kenne." Mark Twain

Bald regnete es Anfragen.

Ein abergläubischer Abonnent erkundigte sich beispielsweise, ob es Glück oder Unglück bedeute, daß er letztes Mal zwischen den Zeitungsblättern eine Spinne gefunden habe.

Mark Twain gab ihm im „Briefkasten" folgende eindringliche Antwort:

„Alter Abonnent. — Das Finden einer Spinne in unserer Zeitung bedeutet weder Glück noch Unglück für Sie. Die Spinne durchlas lediglich das Blatt, um zu erkennen, welcher Kaufmann nicht inseriert, um dann in dessen Laden zu gehen, ihr Netz über die Tür zu weben und fortan ein Leben ungestörten Friedens zu verbringen."

Einem andern Abonnenten, der an der Wirksamkeit der Inserate im „Expreß" zu zweifeln wagte, erwiderte Mark Twain im „Sprechsaal":

„Als ein kleines Beispiel der unver-

gleichlichen Resultate der Ankündigungen in unserm Blatt sei nur erwähnt, daß unser geschätzter Nachbar, der Juwelier Mister James Smith, in unserer gestrigen Abendausgabe nach einem Nachtwächter annoncierte und schon gestern nachts bei ihm eingebrochen wurde!"

Jedermann erheiterte sich an der Schlagfertigkeit und diesen originellen Einfällen Mark Twains, und seine für damals ganz neue Art von Reklame wurde das Gesprächsthema Buffalos.

Noch gab es keine Kaufhäuser in dem kleinen Städtchen, aber Mister John O'Connors Laden in „Main Street" war ihr erster Pionier.

Da stand das Erdölfaß neben dem Mehlsack und der Zucker auf dem Viehsalz, und daneben waren alle erdenklichen Gebrauchs- und Luxusartikel aufgestapelt, kurzum, man konnte dort, gerade wie heute in den unermeßlichen amerikanischen Warenpalästen, alles haben — nur keine Rundfunkgeräte oder Automobilzubehör.

Mister O'Connor glaubte für sein alteingeführtes Geschäft keine Reklame nötig zu haben. Seit vierzig Jahren genügte ihm ein einfaches Schild über der Tür, um die Firma anzukündigen.

Nur in bedächtigen Zwischenräumen waren seine schmalbrüstigen und sparsam abgefaßten Annoncen im Buffaloer Wochenblatt erschienen.

Obwohl er aber von Reklame eine nur ganz unbestimmte Ahnung hatte, war er doch schlau genug, zu erkennen, daß der Inseratenteil des „Expreß" unter Mark Twains Leitung gar bald ein anderes Ansehen bekam und diese Art der Ankündigungen aus dem Rahmen der damals gebräuchlichen heraustrat.

Zu jener Zeit, wo man an den Humor bei weitem noch nicht die hohen Ansprüche stellte wie heute, waren diese Annoncen ohne Zweifel auch von unleugbarem Reiz.

So entschloß sich Mister O'Connor, der ungeachtet des guten Geschäftsganges die Zahl seiner Kunden gern vermehrt sehen wollte, es auf einen Versuch ankommen zu lassen und durch eine

größere Annonce im „Expreß" die Vorzüge seiner Waren in das rechte Licht zu setzen.

Am nächsten Tag staunte das ganze Städtchen, als dieses Blatt ein halbseitiges fettgedrucktes Inserat veröffentlichte, in welchem Mister O'Connor der gesamten Bevölkerung auf humoristische und gleichzeitig effektvolle Weise seine Waren suggerierte.

So kündigte er unter anderm an, „daß sein Rattengift von solch hervorragender Qualität sei, daß die Ratten der ganzen Nachbarschaft in seinen Keller kämen, um davon zu naschen", und was dergleichen Scherze echt Mark-Twainschen Kalibers mehr waren.

Der Erfolg der Anzeigen übertraf die kühnsten Erwartungen Mister O'Connors, und als dieser bis dahin so überaus konservative Kaufmann ständig zu annoncieren begann, häuften die Inseratenaufträge von seiten der gesamten Buffaloer Geschäftswelt sich derartig, daß der „Expreß" bald das gesuchteste Anzeigenblatt und die verbreitetste Zeitung im ganzen Staat wurde.

Zu guter Letzt entschloß sich der Besitzer des damaligen „Buffalo Courier", das an Abonnenten und an Umfang täglich zunehmende Konkurrenzblatt aufzukaufen.

Er schrieb deshalb in diesem Sinn an Mark Twain:

„Wollen Sie mich umgehend wissen lassen, für welchen Preis Sie Ihre Zeitung verkaufen?"

Er erhielt postwendend folgende Antwort:

Verkaufspreis der täglichen Nummer 3 Cents, der Sonntagsnummer 5 Cents. Mark Twain.

Niagara-Artistik

Von Hans Beilhack

Größe und Schrecken des Niagara

Der Niagara ist der Verbindungsstrom zwischen dem Eriesee und Ontariosee in Nordamerika und zugleich die natürliche Grenze zwischen dem Staat Neuyork und Britisch-Kanada. Bei einer Länge von 40 Kilometer und einem Gesamtgefälle von 100 Meter bildet er den größten Wasserfall der Erde. Doch liegt seine Großartigkeit nicht in der Höhe seines Sturzes, denn darin wird er von vielen andern weit übertroffen, auch nicht in seiner Breite, sondern in der ungeheuern Masse des sich herabstürzenden Wassers, das auf 100 Millionen Tonnen in der Stunde geschätzt wird. Etwa 4 Meilen unterhalb seines Austritts aus dem Eriesee beginnt in dem bis dahin fast seeartig ruhigen Fluß eine bedeutende Strömung, welche den Beginn der Stromschnellen (Rapids) bezeichnet und die in dem riesigen Fall bei Goats Island (Ziegeninsel) endigt. Der eigentliche Fall des hier 1447 Meter breiten Stromes wird durch die erwähnte Insel in zwei Teile zerlegt: den rein amerikanischen Niagarafall mit einer Breite von 325 Meter und einer Tiefe von 47 Meter und den nach seiner Form auch Hufeisenfall benannten kanadischen Niagarafall mit einer Kurvenbreite von 915 Meter und einer Tiefe von 43 Meter. Letzterer gehört zwar nur zur Hälfte nach Kanada, da die Grenze zwischen den beiden Staaten durch die Mitte des Falles gezogen gedacht wird. Die gewaltigen Wassermassen, die eine unendliche Menge Wasserstaub um sich verbreiten, stürzen mit solchem Getöse in die Tiefe, daß meilenweit die Luft davon erfüllt ist. Darin liegt auch die Ursache der Namengebung dieses Flusses, denn das indianische Wort Niagara bedeutet nichts anderes als „Donner der Wasser". Ziemlich nah der Fälle zeigen sich die gesammelten Gewässer wieder so ruhig, daß ein Boot bis in die Nähe der stäubenden und wirbelnden Katarakte gelangen kann und so den Anblick der bei-

den Fälle ermöglicht, welcher von keinem Ufer zu genießen ist. Der Fluß strömt dann in eine seitliche Ausbuchtung mit großartigem Wirbel, dem 60 Meter tiefen „Whirl Pool", an welcher Stelle in frühern Zeiten der Absturz lag. Die Talwände fallen beiderseits steil und oft senkrecht in die Tiefe.

Auf Stelzen mitten durch den reißenden Niagara

Es ist naheliegend, daß ein so gewaltiges Naturschauspiel auf die Sport- und Abenteurerlust der Menschen einen ungemein starken Eindruck auszuüben vermag und manche Waghalsige oder auch Verrückte zu tollkühnen Unternehmungen locken mußte. Das bewies ein junger Mann namens Greenleaf, der am 12. Februar 1859 mit jugendlichem Wagemut auf Stelzen durch den Niagara ging, und zwar dort, wo er nahe an den Fällen zwar am seichtesten, aber auch am reißendsten ist. Dieses waghalsige Unternehmen geschah auf Grund einer Wette um 1000 Dollar. Greenleaf bediente sich dabei 4 Meter langer, flacher, scharfkantiger, unten zugespitzter Stelzen, die er an seine Füße anschnallte. Um zehn Minuten nach sieben Uhr trat er ins Wasser, das schäumend an die Stelzen schlug. Die abgehärtetsten unter den Zuschauern konnten vor Angst kaum atmen. Nur er selbst schien sorglos, schritt bedächtig vorwärts, die großen Felsstücke vermeidend, die durch das um sie kräuselnde Wasser erkennbar waren. Allmählich schritt er stärker aus, er hatte sich an die Strömung etwas gewöhnt, die ihm übrigens wenig anhaben konnte, da er ihr die scharfe Kante seiner Stelzen zukehrte. Doch war die Gefahr durch verborgene Felsstücke nicht minder groß und die Überzeugung, daß ein einziger falscher Schritt ihn unfehlbar verderben würde, benahm allen den Mut, einen Laut von sich zu geben. Zweimal schien es, als ob er sein Gleichgewicht verloren hätte, das war aber Täuschung. Immer weiter entfernte er sich vom diesseitigen Ufer, so daß er bald mitten in den schäumenden Wellen kaum noch zu unterscheiden war. So gelangte er bis in die Mitte des Stromes. Den Anwesenden deuchte die Zeit

eine Ewigkeit, und doch waren erst siebzehn Minuten verflossen. Als er die tiefsten und gefährlichsten Stellen betrat, wurde die Erwartung aufs peinlichste gesteigert. Keiner sprach ein Wort. Plötzlich schien der Stelzenmann dem Umfallen nahe; er schwankte sichtlich, hob seine Arme in die Höhe, als riefe er nach Hilfe, brachte sich aber rasch wieder ins Gleichgewicht, und wenige Minuten später lag er wohlbehalten am kanadischen Ufer, in den Armen zweier Leute, die seiner dort gewartet hatten. Er war bis zum Tod erschöpft, hatte sich aber nach einigen Stunden wieder erholt und — war dann ein berühmter Mann.

An den Zähnen hängend über den donnernden Niagara

Noch verwegener war die Tat des amerikanischen Artisten Houndin, der 1910 das aufsehenerregende Wagnis versuchte, mit den Zähnen an einem Drahtseil hängend, den Niagara zu überqueren. Über die Fälle, die von einer ungeheuern Menschenmenge umsäumt waren, war ein dünnes Drahtseil gespannt, das an beiden Ufern sorgsam verankert war. Um halb fünf Uhr trat Houndin an das Seil, biß sich an der kleinen Rolle fest und die abenteuerliche Fahrt begann. Mit wachsender Schnelligkeit sauste der Menschenkörper durch die Lüfte; der furchtlose Artist hielt in seiner Rechten eine amerikanische, in der Linken eine kanadische Flagge. Je mehr der schwebende Körper sich der Mitte der Fälle näherte, um so größer wurde die Geschwindigkeit. Alles schien gut abzulaufen. Aber Houndin hatte den Fehler begangen, das Schwergewicht seines Körpers nicht genügend in Rechnung zu setzen. Das Drahtseil senkte sich unter dem Zug zu tief, und die zweite Hälfte seiner Fahrt, die er hätte bergauf gleiten müssen, unterblieb. Das Unvermeidliche trat ein: fast genau in der Mitte des Stromes, unmittelbar über den Fällen, blieb Houndin stecken.

Von der obern Stahlbrücke aus konnte man beobachten, wie das Gesicht des Waghalsigen sich in Todesangst verzerrte; verzweifelt winkte er mit seinen Flaggen um Hilfe. Aber wie helfen? Von der

Brücke aus war er unmöglich zu erreichen; mit einem Boot in der furchtbaren Strömung an Rettung nicht zu denken. Die Minuten verstrichen. Wie lange kann er noch aushalten? Während unter den Augen der atemlosen Menge einige beherzte Männer sofort Vorbereitungen zur Rettung trafen, stellten andere ein Megaphon auf, durch das man dem Unglücklichen Mut zusprach und ihn ermahnte, seine letzte Kraft daranzusetzen, um auszuharren. Endlich war ein Seil zur Stelle, Feuerwehrleute schleuderten es von der Brücke hinab, es verfing sich glücklich am Drahtseil, und Houndin konnte es erhaschen und am Draht befestigen. Das Seil war gerade lang genug, um bis zu der Nähe der Wasserfläche zu reichen. Mühsam ließ er sich hinab, man sah, wie die Kräfte abnahmen, sein Gesicht war verzerrt, aber noch hielt er sich krampfhaft fest. Inzwischen hatte der Kapitän eines kleinen Dampfers die tolle Fahrt in die schäumenden Stromschnellen angetreten. Es schien unmöglich, das kleine Fahrzeug in der reißenden Strömung zu halten, aber der wackere Kapitän kannte keine Bedenken; mehrfach wurde sein kleines Schiff abgetrieben, und es schien schon verloren, aber immer wieder riß er durch kühne Manöver das Schiff herum und erreichte schließlich auch den halb bewußtlosen Houndin. Als man den Körper des Erschöpften glücklich an Deck hatte, wandelte sich die verhaltene stumme Erregung der Menge in wilden Jubel; man begrüßte den kühnen Lebensretter mit stürmischer Freude und zollte der kühnen, wenn auch mißglückten Tat des Artisten volle Anerkennung.

Eine Frau schwimmt durch den „Donner der Wasser"

Daß auch Frauen Kühnheit und Mut zu sportlichen Taten in reichlichem Maß besitzen, hat die Geschichte der letzten Jahrzehnte wiederholt bewiesen. Es erübrigt sich hier, darauf näher einzugehen, sind doch Namen wie Ederle, Earhardt (Miß Lindi), Beinhorn und viele andere noch in aller Gedächtnis. Beispiellos aber ist bis jetzt die Leistung jener unerschrockenen Miß Anna Edson Taylor, die sich

1905 in einem Faß durch den Niagarafall treiben ließ. Das sonderbare Fahrzeug, welches die Dame zu ihrer Wasserreise wählte, war etwa 2 Meter hoch. Der Boden wurde durch eine kleinere Kreisfläche gebildet als der Deckel, und um das Faß in seiner aufrechten Stellung zu erhalten, wurden am Boden schwere Gewichte angebracht. Im Innern der Tonne wurden Gurten befestigt, welche über die Schultern der Miß Taylor gingen und diese dadurch an dem untern Teil der Tonne festhielten. Außerdem versah sich die Kühne zum Schutz ihres Kopfes mit einem Polster, das sie mit beiden Händen hielt. Zwei Bootsmänner setzten, als die Vorbereitungen getroffen waren, die Tonne von der Neuyorker Seite aus ins Wasser. Das Faß geriet schnell in rasche Bewegung, und zwar trieb es gerade auf die Mitte des Hufeisens zu. Etwa 300 Meter oberhalb des Falls wurde es von der Strömung erfaßt, die es auf die kanadische Seite trug, wohl an die gefährlichste Stelle des Falles. Im Fall selbst verblieb die Tonne, solange man sie in dem Gischt und Dampf überhaupt verfolgen konnte, in ihrer aufrechten Stellung. Nun vergingen für die Zuschauer bange zwei Minuten, denn so lange dauerte es, bis das Faß etwa 100 Meter unterhalb des Falles aus dem Wasser auftauchte. Ein Dampfer versuchte vergeblich das Faß aufzunehmen, es wurde wieder ein gutes Stück zurückgetrieben. Schließlich kam die Tonne doch dem kanadischen Ufer so nahe, daß sie von dort aus mit einem Tau herausgezogen werden konnte. Der Deckel wurde sofort aufgesägt, und die ersten Worte der Miß Taylor waren: „Bin ich wirklich durch die Fälle gefahren?“ Die kühne Tonnenfahrerin war ziemlich unverletzt und hatte, von unbedeutenden Hautabschürfungen abgesehen, die Fahrt gut überstanden.

Die schöne und tollkühne Miß Spelterini

Das Tollkühnste aber vollführte im Juli 1876 die schöne Mary Spelterini, die, mit verbundenen Augen vor- und rückwärts gehend, auf dem Drahtseil den Niagara überschritt. Die Ankündigung ihres Vorhabens erregte in ganz Amerika ungewöhnliches Aufsehen,

und das Interesse daran war so groß, daß sämtliche amerikanischen Bahnen Sonderzüge nach Niagara einschieben mußten, um dem Zudrang des sensationslustigen Publikums gerecht zu werden. Der Übergang über den Fluß erfolgte bei den „Whirlpool's Rapids", jenem unheimlichen 60 Meter tiefen Wasserstrudel, in dessen nächster Nähe sich die berühmte großartige Hängebrücke befindet, die der deutsche Ingenieur Johann Röbling erbaute. Das Seil hatte eine Länge von etwa 300 Meter und wurde derart schräg über den Fluß gezogen, daß es an dem kanadischen Ufer etwa 160 Meter, an dem amerikanischen nur 130 Meter von den Türmen der Hängebrücke abstand. Wegen der enormen Schwere des Seiles war es unmöglich, es straff zu ziehen, und so blieb eine bedeutende Senkung in der Mitte. Zur Verhinderung von Schwankungen wurde das Seil an vielen Stellen durch schwächere Seile festgezogen, welche man in den steilen Abstürzen der beiden Flußufer verankerte. Zu beiden Seiten des Flusses waren Tribünen für das Publikum errichtet, und auch auf der Hängebrücke warteten, trotz der drückenden Hitze von 34 Grad Reaumur, viele Tausende des ungewöhnlichen Schauspiels.

Endlich, als die Sonne schon zum Untergang neigte, erschien Miß Spelterini auf der amerikanischen Seite des Stroms und wurde von der versammelten Menge stürmisch begrüßt. In ihren Händen hielt sie eine etwa 4 Meter lange Balancierstange, deren Enden mit Bleigewichten beschwert waren. Das sichere Auftreten der jungen Dame wurde mit Beruhigung aufgenommen; aber im letzten Augenblick vor dem Antritt wurden der Kühnen mit einem Tuch die Augen verbunden und außerdem der Kopf mit einem sackförmigen dichten Schleier verhüllt, so daß es für sie unmöglich war, den schmalen Pfad zu sehen, auf dem sie den rauschenden Strom überschreiten sollte. Endlich betrat sie bei lautloser Stille festen Schrittes das Seil, das sich von hier aus bis gegen die Mitte ziemlich steil senkte, um auf der andern Seite auf die Höhe des Ufers hinaufzusteigen. Nachdem sie etwa ein Viertel des Weges zurückgelegt hatte, hielt die Akrobatin einen Augenblick inne, um den Photographen Gelegenheit zu einer

Aufnahme zu geben, und setzte dann ihren Weg langsam fort. Ein leichtes Rutschen des Fußes auf dem abschüssigen Seil sowie die unvermeidlichen Schwankungen des Seils erforderten die ganze Geistesgegenwart der jungen Dame, und ihr mehrmaliges Anhalten, verbunden mit leichten Schwankungen der Balancierstange, verrieten, daß sie mit Schwierigkeiten zu kämpfen hatte. Es war ein grausiger Anblick, die jugendliche Gestalt auf dem schwankenden Grund dahinschreiten zu sehen. Ein Fehltritt, die geringste Unsicherheit in den Bewegungen, und sie stürzte in die Tiefe hinab. Aber leicht und sicher schritt die waghalsige Künstlerin über das Seil; nachdem sie die Mitte erreicht hatte, begann der Aufstieg nach dem andern Ufer. Abermals sah man deutlich das Zurückrutschen des Fußes auf dem glatten Seil, und die Müdigkeit der zwischen Himmel und Hölle Schwebenden schien zuzunehmen. Nochmals machte sie einen Moment lang halt, dann strebte sie mit erneuten Kräften dem Ufer zu, das sie unter den begeisterten Zurufen der Menge erreichte.

Der Übergang von einem Ufer zum andern hatte elf Minuten gewährt, ein Zeitraum, welcher unglaublich kurz erscheint, wenn man die Länge des Seiles, etwa 300 Meter, dessen Biegung und endlich das Gewicht der Balancierstange (30 Kilogramm) in Rücksicht zieht, welches die Künstlerin während der ganzen Strecke zu tragen hatte.

Aber mit der einmaligen Überschreitung des Stromes war das grausige Schauspiel noch nicht beendigt. Die furchtbaren, schäumenden Wirbel, in die hinabzustürzen den unfehlbaren Tod bringt, sollten noch einmal, und zwar aus freiem Willen der jungen Akrobatin, überschritten werden. Nach wenigen Minuten erschien Miß Spelterini abermals, um von Kanada aus das Seil zu betreten. Diesmal waren die Augen der Künstlerin nicht verbunden, aber — sie konnte von ihnen keinen Gebrauch machen, denn sie betrat das Seil rückwärts gehend, und während ihr beim ersten Mal der Anblick der tosenden, tief unter ihr vorüberströmenden Wassermassen erspart blieb, hatte sie diese nun gerade vor Augen, ohne dabei den schmalen Pfad zu sehen, auf welchem sie über die gefahrvolle Tiefe zu schreiten hatte.

Aber mit festem, sicherm Schritt ging es vorwärts. Rasch wurde die erste, dann die zweite Hälfte des Weges zurückgelegt, in wenig mehr als einer Viertelstunde war sie wieder an der Stelle angelangt, von welcher sie ausgegangen war. Tausendstimmiges Hurra begrüßte die Kühne beim Betreten des festen Bodens, und alle atmeten erleichtert auf. Später unternahm sie noch andere Übergänge, unter denen besonders jener viel bewundert wurde, bei welchem sie mit schweren Kugeln an den Füßen, das Seil überschritt.

Blondin, der König der Seiltänzer

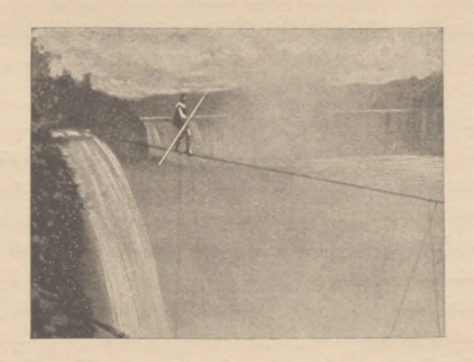
Er war der erste, der die Sensationslust für den Niagara erweckte, und er blieb auch der unerreichte Meister für alle die vielen, die nach ihm das kühne Wagnis noch unternahmen. Als 1855 große Maueranschläge und aufregende Inserate in den amerikanischen Zeitungen verkündeten, der Seiltänzer Blondin werde demnächst auf dem gespannten Seil den Niagara überschreiten, wollte es niemand glauben. Denn selbst im Heimatland des großen Barnum und der Rekorde schien ein solches Vorhaben einfach unmöglich, und nur ein Verrückter oder Witzbold konnte hinter der Ankündigung stecken. Allein es zeigte sich bald, daß es mit den Anzeigen ernst war. Es wurde ein Seil von 330 Meter Länge zwischen zwei der steilsten Klippen ungefähr 75 Meter über der Tiefe gespannt, und am 30. Juni führte der kühne Seiltänzer vor einer atemlosen Menge von über fünfundzwanzigtausend Menschen in fünf Minuten den waghalsigen Gang aus. Auf dem dünnen Seil, hoch über dem unheimlichen Abgrund, wagte er in der Mitte Purzelbäume, stand auf dem Kopf, ließ sich an den Händen hinabhängen, überschlug sich nach rückwärts, und was dergleichen Kunststücke mehr sind. Trotz dieser an sich schon außergewöhnlichen Darbietungen, bei denen das Publikum zwanzig Minuten in größter Spannung gehalten wurde, zeigte er bei seinen mehrfachen spätern Wiederholungen immer neue überraschende Variationen und Zutaten. Bald machte er seinen Gang mit verbundenen Augen, bald in einem großen Sack, bald mit einem Schubkarren.

Bei einer anderen Gelegenheit legte er sich auf den Rücken, oder er glitt absichtlich mit einem Fuß vom Seil ab, damit es jedem möglichst grausig ums Herz wurde, oder er erschien als sibirischer Sträfling, an Händen und Füßen mit Ketten belastet. In der letzten Vorstellung, am Schluß der Saison, unterbrach er seinen Gang des Abends in der Mitte des Falles und stellte sich, von großem Feuerwerk umstrahlt, auf den Kopf. Im folgenden Jahr gab er eine neue Reihe von Vorstellungen, wieder mit neuen Abwechslungen.

So führte er diesmal einen regelrechten eisernen Ofen mit sich, den er mitten auf dem Seil aufstellte, darin Feuer machte und Omelette bereitete, die er, geschickt wie ein Koch, in der Luft jonglierte. Großes Aufsehen erregte 1859 die Nachricht, daß er den damals gerade in Amerika weilenden Prinzen von Wales auf den Schultern über den Niagara tragen werde. Es war natürlich nur ein Lockmittel. Tatsächlich wohnte aber der englische Kronprinz der Veranstaltung bei und riet sogar Blondin ab, das Wagnis zu unternehmen. Blondin jedoch versicherte, daß das Kunststück lange nicht so gefährlich sei, wie es aussehe und er deshalb auch die versprochene Vorführung zeigen werde. Er legte den Kopfschmuck eines Indianerhäuptlings an und zog zwei starke Achselbänder, die mit einem Haken über seinen Hüften befestigt waren, über seine breiten, muskulösen Schultern, denn hier sollte sein wagemutiger Gefährte die Beine einhängen. Calcourt hieß der Mann, der selbst auch etwas akrobatische Übung besaß, um allein auf dem Seil stehen zu können, sooft Blondin sich ausruhen mußte. Alle Vorbereitungen waren bald getroffen. Blondin stand fest auf dem Seil, und Calcourt, ihn um den Hals fassend, hob sachte erst das eine Bein, dann das andere in die Schlinge, ließ hierauf seine Glieder so frei als möglich schwingen, und der Marsch begann. Während Blondin die Steile des Seiles mit langsamen, vorsichtigen, zitternden Füßen, mit sorgsam zurückgeneigtem Leib, um sich im Gleichgewicht zu halten, hinabging, hielt man sein Nichtausgleiten für unmöglich. Indessen es gelang, und in ungefähr fünf Minuten erreichte Blondin die Mitte des Seiles, wo Calcourt seine Beine vor-

sichtig von den Schlingen losmachte, sich herunterließ und auf dem Seil stand, während Blondin sich ausruhte. Das Wiederaufsteigen war ein angstvoller Augenblick. Zweimal verfehlte Calcourt die Schlingen, und Blondin schwankte beträchtlich unter den auf seinem Rücken stattfindenden Anstrengungen. Endlich jedoch saß der Mann, der Gang wurde fortgesetzt und nach drei weitern solchen Ruhepausen war das andere Ufer glücklich erreicht. Der ganze Übergang dauerte eine Viertelstunde.

Blondin unternahm dann das gleich gefährliche Wagestück, auf ein Meter hohen Stelzen den Rückweg über das Seil zu machen, und vollführte es schnell und scheinbar leicht. Mindestens ein dutzendmal und unter allen möglichen erschwerenden Umständen überschritt Blondin den Niagara. Seine Erfolge machten natürlich Schule, und eine Reihe Nachfolger, wie Farini, Leslie, Balleni, Jenkins, Beer und andere, ernteten nach ihm ebenfalls Ruhm und — was noch ersehnter war — Money!



Das Wunder

Von Ferri Olders

An der Grenze zwischen Kanada und den Vereinigten Staaten herrschte einmal längere Zeit der merkwürdige Zustand, daß die Geldmünzen beider Länder sowohl diesseits wie jenseits des Niagara Gültigkeit besaßen. Natürlich vertraten die Amerikaner die Ansicht, daß ihr eigenes Geld etwas mehr wert sei als das kanadische, während die Kanadier wieder davon überzeugt waren, daß ein kanadischer Dollar besser sei als ein amerikanischer. So kam es, daß man in Kanada für einen amerikanischen Dollar 95 Cents bezahlte und umgekehrt in Amerika für einen Kanada-Dollar ebenfalls 95 Cents.

Zu dieser Zeit hatte Tom Ringler eine Arbeit am Fluß gefunden. Tom Ringler, das war ein netter junger Mann, arbeitsfroh und rechtschaffen, der nur den einen Fehler hatte, daß er gern ein Glas über den Durst trank. Das wäre nun weiter nicht so schlimm gewesen, aber Tom Ringler besaß leider nicht das nötige Geld für die vielen Gläser Bier, die zur Stillung seines Durstes nötig gewesen wären.

Einmal nun lag Tom Ringler in seinem kleinen Boot und ruderte gemächlich vom amerikanischen Ufer nach Kanada hinüber, wo er sich in der nächsten Kneipe ein Glas kanadisches Bier geben ließ. Das trank er in kürzester Zeit aus und wollte dann die 5 Cents dafür bezahlen. Zum Wechseln gab er dem Wirt einen Dollar. Es war ein kanadischer Dollar. Der Wirt besah sich das Geldstück. Ja, das war das gute Geld seines eigenen Landes. Zufällig hatte er aber nicht so viel Wechselgeld bei sich, und da er Tom nicht herausgeben konnte, gab er ihm einen amerikanischen Dollar, der ja auch 95 Cents wert war.

Tom Ringler nahm den Dollar und ging zum Boot. Einige Zeit später ruderte er wieder zum amerikanischen Ufer hinüber. Dort

hatte er von der Arbeit des Ruderns neuen Durst bekommen, und er konnte nicht anders, als in die nächste Kneipe auf amerikanischem Boden zu gehen und dort wieder ein Glas zu leeren. Er bezahlte mit dem amerikanischen Dollar, den er am andern Ufer erhalten hatte. Auch hier besaß der Wirt nicht so viel Kleingeld, um herausgeben zu können, dagegen aber einen kanadischen Dollar, der ja seiner Ansicht nach nur 95 Cents wert war. Den gab er Tom.

Tom ging zu seinem Boot, setzte sich hinein und kam nun auf allerlei wunderliche Gedanken. Er sann vor sich hin, und plötzlich kam ihm ein wundervoller Einfall. Ordentlich rot wurde er vor Freude, als ihm die Folgen seiner ausgezeichneten Idee zum Bewußtsein kamen.

Wie war das doch gewesen? Er hatte zwei Glas Bier getrunken, die ihm sehr gut geschmeckt hatten, und trotzdem besaß er jetzt immer noch so viel Geld wie zuvor, nämlich einen kanadischen Dollar. Da brauchte er ja jetzt immer nur so fortfahren, so von einem Ufer zum andern und jedesmal ein Glas Bier trinken. Und das machte er auch.

Er ruderte hinüber nach Kanada, trank ein Glas Bier, erhielt für seinen kanadischen Dollar einen amerikanischen, ruderte zurück nach Amerika, trank wieder ein Glas Bier und erhielt für seinen amerikanischen Dollar einen kanadischen.

Tom Ringler war am Abend dieses denkwürdigen Tages ziemlich betrunken, und der Fluß, auf dem er seine Kreuzundquerfahrten vollführte, ist gewissermaßen der Fluß des Schicksals für ihn geworden. Allerdings, eines ist ihm nicht recht klar, und das betrachtet er als ein direktes Wunder: „Den ganzen Tag kann er Bier trinken, und es kostet ihn nicht einen roten Cent! Aber wer bezahlt denn nun eigentlich das Bier, das er trinkt?"

Jenseits des großen Teichs

Eine amerikanische Schauspielerin, die auch Pianistin war, wollte ihre musikalische Begabung nicht unter den Scheffel stellen und bemühte sich, sie in jedem Stück, in welchem sie spielte, zur Geltung zu bringen. Einmal aber bekam sie eine neue Rolle, in der sich dies trotz allen Nachdenkens nicht machen ließ. Schließlich aber fand ihr findiger Kopf doch eine Lösung. — Am Abend der Vorstellung erblickte das Publikum einen großen Flügel auf der Bühne, der, mitten in der Wildnis, am Fuße eines schroffen Felsens stand. Diesen kletterte die Heldin herab und rief beim Anblick des Flügels mit leidenschaftlichem Gefühl aus: „Die Indianer haben unsere Hütte verbrannt, Vater und Mutter ermordet, meine Brüder skalpiert und unser Vieh geraubt! Doch, dem Himmel sei Dank, sie haben mir meinen Flügel gelassen! Die Musik wird meine Trösterin in all dem Leid sein! Wenn die Herrschaften gestatten, gebe ich ihnen ein Potpourri zum besten."

„Literatur nach Maß"

„Bezugnehmend auf den Besuch Ihres Vertreters", bekam dieser Tage der amerikanische Schriftsteller einen Brief von dem Verleger einer amerikanischen Zeitschrift, „ersuchen wir um Auswahlsendung von Silvestergeschichten mittlerer Preislage. Nichtkonvenierendes wird innerhalb acht Tagen zurückgestellt."

Der Schriftsteller antwortete:

„Sehr geehrte Herren! Im dankenden Besitz Ihrer werten Order lasse ich Ihnen heute per Fracht franko und versichert einen Posten Silvestergeschichten in der gewünschten Preislage zugehen. Eine Faktura füge ich der Sendung bei. Gleichzeitig gestatte ich mir eine Offerte in Karnevalgeschichten nach Maß. Es ist dies eine Spezialität meines Hauses und wollen Sie dieses äußerst günstige Angebot in Ihrem Kalkulationsbüro auf Qualität und Preis prüfen lassen. Ich

bemerke, daß ich nur bestes Material und Zutaten verarbeite. Stets mit Vorliebe für Sie beschäftigt —"

Der Auftrag ließ nicht auf sich warten.

„Wir bestellen hiermit gemäß Ihres Angebotes ein Stück Karnevalgeschichte, Marke Feuilleton, lieferbar innerhalb zehn Tagen, rein netto Kasse, franko, Verpackung zu Ihren Lasten. Die Maße sind wie folgt: 89 Zeilen Länge, 19 Silben Breite, in der Länge 7 Zeilen eingeschlagen, damit wir selbständig bei Bedarf verlängern können. Fasson: Liebe mit glücklichem Ausgang, in der Mitte durch Zwischenfall gerafft. Dessin: kleine Küsse, keine großen Muster, ehrbar schattiert. Farbe: ein leichtes Rosa, Optimistenrosa, warm im Ton. Schnitt: so gehalten, daß es jedem Lebensalter paßt."

Die Geschichte wurde geschrieben, verpackt und verschickt. Der Kunde war gewonnen.

Ein weiterer Auftrag folgte:

„Senden Sie uns je ein Stück Geschichten, Qualität wie gehabt, zu den Terminen Ostern, Pfingsten, Badesaison, Weihnachten und Neujahr. Kleine Abweichungen, je nach der Mode des Tages, gestattet." j. h r.

Der Kriminalschriftsteller

Der bekannte englische Romanschriftsteller Edgar Wallace wurde von der Times einmal aufgefordert, einen Kriminalroman zu schreiben. Dieser erschien in Fortsetzungen, wobei Wallace von dem weitern Verlauf der Geschichte noch ebensowenig wußte wie der gespannte Leser.

Als den Schriftsteller eines Tages ein Redakteur in seinem Londoner Heim aufsuchte, beendete er gerade eine Fortsetzung mit folgendem Satz:

Plötzlich öffnete sich die Tür — und herein trat —

Nachdenklich sah er den Freund an. Schließlich meinte er:

„Jetzt bin ich aber neugierig, wer da hereintritt."

*

Als derselbe Redakteur ein andermal in das Arbeitszimmer Wallaces trat, fand er ihn so in ein Buch vertieft, daß er seinen Gruß kaum erwiderte.

Erstaunt fragte der Zeitungsmann: „Was lesen Sie denn da, Wallace?“ Der Romanschriftsteller sah einen Augenblick auf: „Sehen Sie, das ist eine komische Sache. Beim Durchstöbern der Bibliothek habe ich ein Buch gefunden, das mich überaus fesselt. Ich muß es rasch zu Ende lesen, um zu erfahren, was mit dem Helden geschieht.“

„Von wem ist denn das Buch?“

„Von mir. Stören Sie mich nicht.“

Vertieft las Wallace weiter. H. W.



INHALTSVERZEICHNIS

Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt / Übersetzungsrecht vorbehalten / Anschrift für Einsendungen: Schriftleitung der Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens, Stuttgart, Cottastr. 13, ohne Beifügung eines Namens / Verantwortlicher Hauptschriftleiter Hans Ludwig Oeser in Stuttgart / In Österreich für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Robert Mohr, Wien I, Domgasse 4 / Druck und Verlag der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart

